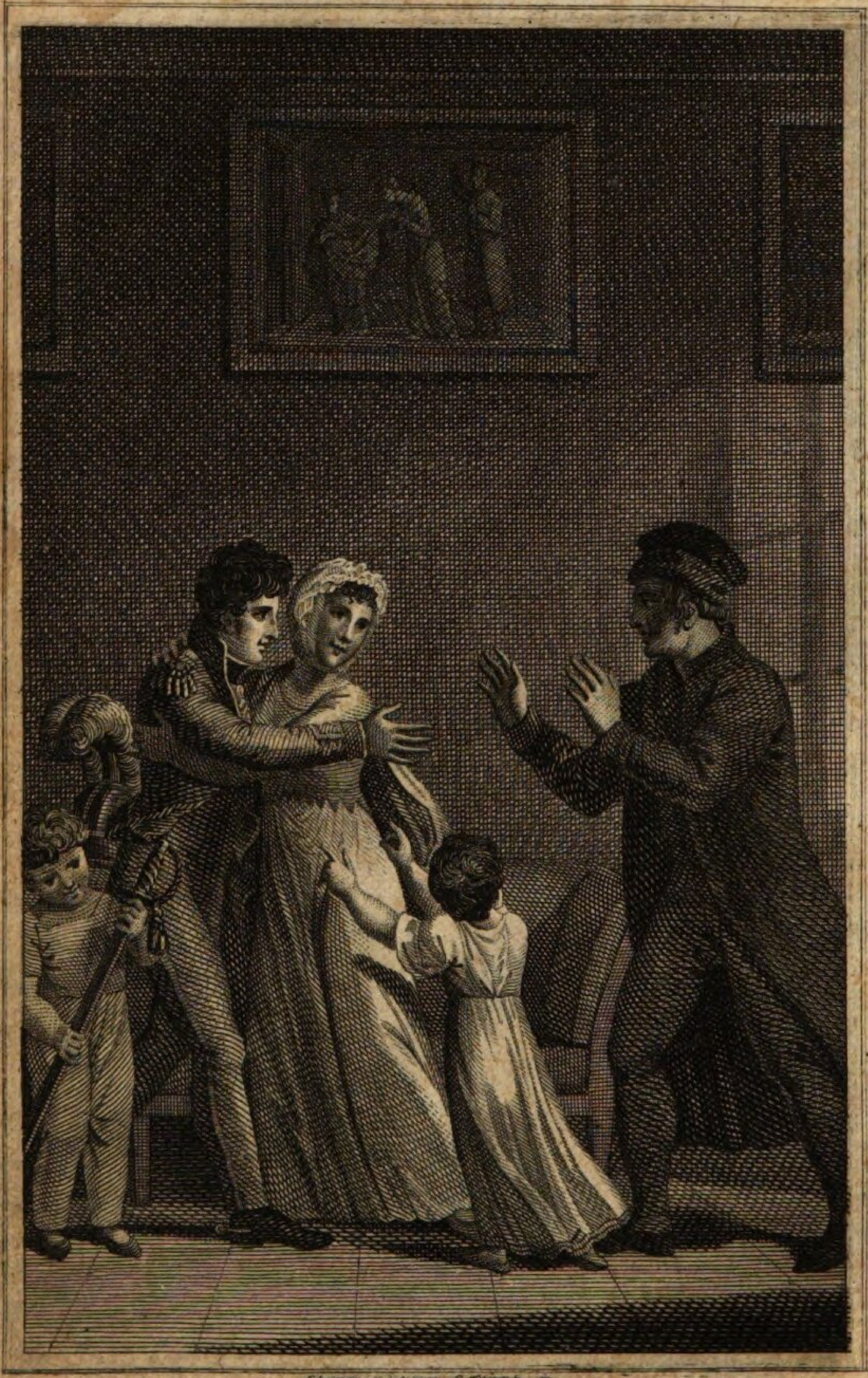
dos.

~~III. 509. 1~~
Philos 23. I

6

Staatliche Bibliothek
Regensburg



Schnorr. k. del 1811 C. Frosch. sc.

Bilder des Lebens.

Von

Friedr. Ehrenberg,

Königl. Preuß. Hof- und Dom-Prediger in Berlin.

*****

Erster Band.

Mit einem Kupfer.

Leipzig, 1811.

Bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

Zur
Königl. Stadtbibliothek
in
Regensburg.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

[VI]

Vorrede.

Das innere Leben des Menschen, in seinen mannichfaltigen Rührungen und thätigen Erweisungen, in seinen bleibenden und vorübergehenden Stimmungen, in seinem Leiden und Freuden, in seinem Ahnen, Verlangen und Streben, betrachten, hat, außer dem psychologischen, noch ein rein menschliches Interesse, das zugleich sympathetisch, ästhetisch, moralisch und religiös ist. Jenes und dieses, doch vorzüglich das letztere, hat der Verfasser bey dieser Schrift vor Augen gehabt. Menschliches Wesen und menschli-

che Art wollte er darstellen, und dafür denselben Sinn in Anspruch nehmen, der bey den schönen Werken der Natur und der Kunst mit Wohlgefallen verweilt.

Oft genug fesselt die äußere Welt unsern Blick, die innere zieht ihn selten auf sich — und doch ist sie gewiß nicht weniger reich an reitzenden Gestalten, an freundlichen und erhabenen Erscheinungen, an Lehre, Trost und Freude. Möchte es dem Verfasser gelungen seyn, wenn auch nur durch Hindeutungen, ihr mehr Aufmerksamkeit zu gewinnen, und eine häufigere humane Menschenbeobachtung zu veranlassen! Wie viele dunkle Gegenden gibt es noch im menschlichen Gemüthe, deren Erhellung im Beurtheilen und Behandeln desselben, wie in der richtigen Schätzung des Menschen weiter bringen, und den Genuß des gesellschaftlichen Lebens erhöhen würde! Wie viele, nicht einmal ungewöhnliche,

sehr interessante Gemüthszustände sind wir noch nicht im Stande andern verständlich zu bezeichnen!

Zunächst konnte nur das Menschlich-Gefällige, die reine Menschennatur und was sich aus dieser unter dem Einwirken günstiger Umgebungen rein und erfreulich hervorbildet, aufgenommen — was entartete, zerrüttete, abgewürdigte Menschheit ist, bloß hier und da flüchtig berührt werden. Von Jugend auf ist dem Verfasser die Beobachtung des Menschen angelegentliches Geschäft gewesen. Nichts hat ihn dabey mehr angezogen, als das echt Menschliche. Der Menschenerforschung, die zur Menschenliebe führt, hat er am meisten seine Bemühungen gewidmet, ohne zu übersehen, was am Menschen schwach, gebrechlich und elend ist — auch damit hat er sich versöhnen gelernt. Diesen Sinn wenigstens wird man in den vorliegenden Mittheilungen nicht verkennen.

Da es in seinem Plane lag, die Seelenlehre und die praktische Menschenkenntniß, die fast immer ihre getrennten Wege gehen, mittelst seiner Darstellungen einander näher zu bringen: so bedurfte es einiger sorgfältigern Erörterungen und schärfern Zergliederungen, als sonst dem Zwecke der Schrift angemessen scheinen möchten, was vornehmlich von den beyden ersten Aufsätzen des ersten Bandes zu bemerken ist. Vielleicht sind einige dieser Erörterungen und Zergliederungen auch geeignet, die Beobachtung von umfassendern Standpunkten in das Einzelne hinabzuleiten, oder dem Einzelnen, im Leben und in der Schilderung, wo es erscheint, seinen allgemeinen Charakter und seinen Ort im menschlichen Gemüthe anzuweisen.

Noch muß der Verf. bitten, daß man nicht in dem Buche ihn selbst finden wolle. Das Meiste darin gehört der menschlichen

Natur überhaupt an; er hat es sowohl an andern, als an sich selbst gesehen. Manches ist individuelle Eigenthümlichkeit — selten die seinige, oft eine ihm ganz fremde. Insbesondre gilt das von den Bruchstücken aus Euphranors Papieren. Bloß wo er glaubte, daß seine Art, das Leben zu nehmen und zu behandeln andern nützlich werden könnte, hat er kleine Züge davon mit einfließen lassen. Er wünscht, daß man überall nur das Menschliche erblicken — menschliche Wahrheit erkennen möge, und begehrt nicht einmal alle Ansichten, Empfindungsweisen und Maximen zu rechtfertigen.

Das noch mehr Individualisirte enthalten des Verf. Seelengemälde, welche einige Wochen später als diese Schrift erscheinen.

Der Titel: Bilder des Lebens läßt vielleicht etwas anders erwarten, als man im Buche antrifft. Man muß das

Wort Bild im weitesten Sinne nehmen, um ihn entsprechend zu finden — eine Gefälligkeit, die man wohl haben wird.

Berlin den 15ten April 1811.

Inhalt
des ersten Bandes.

Erstes Buch.

I. Der Schmerz. . . . . S. 3.
II. Die Freude . . . . S. 37.
III. Die Freude. Aus Euphranors Papieren. . . . . S. 82.
IV. Die Heiterkeit . . . . S. 108.
V. Licht, Dämmerung, Finsterniß. . S. 139.
VI. Die Kinder des Lichtes . . . . S. 167.

Zweytes Buch.

VII. Fragmente aus Euphranors Papieren.
1. Ich habe gelebt und geliebet . S. 189.
2. Das Bild im Gemüthe . . . S. 212.
3. Gemüthsstille . . . . S. 233.
4. Das Leben mit der Natur . . S. 246.
5. Das Leben mit sich selbst . . S. 273.
6. Das Leben mit Menschen . . S. 311.

Bilder
des Lebens.

Erstes Buch.

I.

Der Schmerz.

Bilder des Lebens mit dem Schmerze beginnen? — Ist nicht das Leben ein Kind des Schmerzes, wie der freudigen Liebe? ist nicht der Schmerz unserm Herzen an die Wurzel gelegt — nicht etwas vom Schmerze in aller Nahrung, die es einsaugt, in allen Empfindungen, von denen es bewegt wird? ist nicht der Schmerz Element eines Lebens, wie unser menschliches? Hat nicht jede Gestalt des Lebens Schmerzensspuren an sich, die sie dem forschenden Blicke nicht verläugnen kann? Stehen nicht selbst der Freude leise Schmerzenszüge im Gesichte, die sie nicht einmal verwischen möchte, wenn sie auch könnte? Der Schmerz wächst mit uns auf

— und wir mit dem Schmerze; an aller gediegenen Bildung hat der Schmerz seinen Antheil, das Edelste menschlicher Seelen würde nicht seyn, wenn der Schmerz nicht wäre, und ohne ihn gelangt keine Trefflichkeit zu ihrer Vollendung.

Lasset uns sehen, was der Schmerz ist, ehe wir ihm seine Mißgestalt vorwerfen, und uns mit Abscheu wegwenden.

Der Körperschmerz freylich, bietet an sich keine interessante Seite dar; er zeigt uns im Menschen nichts, als das gequälte Thier, und nur das echt Menschliche eignet sich zum Lebensgemählde. Indeß kann sich an ihm doch das echt Menschliche offenbaren, als männliche Kraft, die ihn besiegt, als weibliche Ergebung, die sich mit ihm befreundet. Rührend groß ist der heitre Blick des Frommen, der in der Macht des Glaubens das brennende Schmerzgefühl bekämpft, und sich Freyheit der Seele unter heftigen Erschütterungen des Körpers errungen hat. Im beißenden, schneidenden, durch alle Glieder dringenden Körperschmerze Gemüthsstille bewahren, ist der Triumph der menschlichen Natur. Die höchste Stärke des Widerstandes, der Absonderung von sich selbst und

wiederum des Ruhens auf sich selbst, der Erhebung über die Thierheit, des Lebens im Geiste, des Hinwendens zum Unsichtbaren tritt bey edeln Naturen im Körperschmerze hervor; für diese wird er nicht selten letzte Läuterung des menschlichen Wesens.

Ein schon an sich interessantes Bild gewährt uns der Seelenschmerz, weil er ursprünglich in dem empfunden wird, was den Charakter der Menschheit an uns ausmacht, weil er nicht so schnell und überwältigend eindringt, aber dafür, von der Phantasie ergriffen, desto tiefer wirkt, desto länger fortdauert, und sich desto weiter durch das Gemüth verbreitet, weil er uns weniger aus der Einheit unsers Wesens treibt, und weil das Gefühl desselben mancherley mildernde Momente in sich schließt. Fehlt ihm daher gleich die Heftigkeit, das Stechende und Zerreißende des Körperschmerzes: so kann er doch in andrer Hinsicht diesen an Größe weit übertreffen, und in nicht geringerm Maße die Standhaftigkeit, wie die Ergebung in Anspruch nehmen. An ihn soll unsre Betrachtung vornehmlich sich wenden.

Der Körperschmerz entspringt unmittelbar aus sinnlichen Eindrücken, in welchen das körperliche Lebensgefühl Störungen erleidet — der Seelenschmerz aus Vorstellungen, die sich auf gegenwärtige, vergangene oder zukünftige Uebel beziehen. Seelenschmerz empfindet man nur über das, was von der Einbildungskraft aufgefaßt, und in dieser Auffassung dunkel oder deutlich als ein Uebel erkannt worden ist, mag übrigens dasselbe körperlicher oder geistiger Art seyn. So kann auch der Körperschmerz sich in Seelenschmerz verwandeln, indem sich die Reflexion des Eindruckes bemächtigt, oder ihn in Erinnerungen und Betrachtungen der Seele vergegenwärtigt.

Eigenthümliche Schmerzen der Seele sind solche, die von Dingen herrühren, welche allein für die Bedürfnisse und Triebe der Seele, für das geistige Lebensgefühl Bedeutung und Werth haben. Dahin gehört der Schmerz über Verluste, harte Begegnungen, Kränkungen, Fehlschlagungen, Entbehrungen, der Schmerz über Mißkennung, Anfeindung, Zurücksetzung, Ehrenkränkung, der Schmerz des Mitgefühles, der Schmerz um das Gute, der Schmerz

der Unzufriedenheit mit sich selbst, der Reue bey sittlichen Vergehungen, des Verzagens im Bewußtseyn sittlicher Schwäche, der Schmerz der Pflichterfüllung, wo diese nicht möglich ist ohne Verwundung des Herzens.

Ein Schmerz verdient den Nahmen Seelenschmerz um so mehr; je mehr die Sache, welcher er gilt Gut der Seele, Angelegenheit des edlern Theiles unsrer Natur ist, je mehr sich in ihm der Trieb der reinen Uneigennützigkeit ausdrückt, und ihn über das Sinnliche und Selbstsüchtige erhebt. Von dieser Art sind die Schmerzen des Glaubens, der Tugend, des sittlichen Zartgefühles, und der moralisch religiösen Liebe — Seelenschmerzen im höhern Sinne.

Der echte Schmerz geht in die Tiefe des Gemüthes. Am häufigsten aber nimmt das Gefühl des Widerwärtigen die Richtung nach außen, wo es dann Unmuth, Verdruß, Aerger, Trotz, Neid und wilde Erbitterung erzeugt, welches alles dem echten Schmerze fremd ist.

Selbst Kummer und Gram sind nicht mehr echter Schmerz. Im Kummer wühlt, im Grame frißt sich der Schmerz in das Herz hinein. Der Kummer ist Schmerz, der sich selbst

nährt, aber von fremden Stoffen — der Gram Schmerz, der an seinem eignen Gifte saugt, und damit alles ansteckt, was er im Gemüthe berührt. Das Edle, was man gewöhnlich am echten Schmerze bemerkt, fehlt beyden; Bitterkeit ist ihnen beygemischt, dem Grame am meisten, daher sie nicht anders können, als dem Herzen, das sich ihnen überläßt verderblich werden.

Traurigkeit und Wehmuth entstehen aus dem Schmerze, indem dieser sich mildert.

Die Traurigkeit ist aufgelöster, vertheilter Seelenschmerz. Jeder Schmerz, wenn er nicht durch irgend einen plötzlichen Affekt verdrängt wird, stimmt sich zur Traurigkeit herab, und fängt dann erst an wohlthätig zu wirken. So lange er Schmerz bleibt, ist man mehr oder weniger betäubt; die Traurigkeit geht in deutliches Bewußtseyn ihrer selbst auf, und macht fähig zur Ueberlegung; sinnenden Schmerz könnte man sie nennen.

Die Wehmuth ist süßer, vertraulicher Schmerz, der sich mit angenehmen Empfindungen, die er in der Seele antraf, vermischt hat, ein Schmerz, mit dem man häuslich lebt.

Die Traurigkeit macht mehr zur Betrachtung und zum Nachdenken, die Wehmuth mehr zum Fühlen und Träumen aufgelegt. Die Traurigkeit findet Erleichterung in Thränen; der Wehmuth sind Thränen Wohllust.

In der Schwermuth hat sich die Traurigkeit auf das Herz zurück geworfen, um dort bleibend zu lasten. Die Schwermuth theilt sich allem Denken, Fühlen, Wünschen und Streben in dunkeln Farben mit, und verliert sich in die Stimmung der Lebensmüdigkeit.

Trauer und Wehmuth können interessant seyn, und sind es oft in einem hohen Grade — die Schwermuth kann es nie, denn in ihr ist die Natur des Schmerzes fast untergangen, sie gehört zu den Gemüthsverengungen, die immer etwas Widriges haben, und die keine Sympathie zulassen, außer von denen, die gleicher Maßen damit behaftet sind.

Wo traurige Bilder sich sammeln, an schmerzhafte Erfahrungen sich knüpfen, zu trüben Ahnungen sich gestalten, und den weichsten Stellen des Herzens sich eindrücken, da entsteht Schwermuth.

Man muß den Seelenschmerz, der sich auf künftige Uebel bezieht, nicht mit der Sorge verwechseln. Jener haftet einzig an der Vorstellung des Uebels, ohne Rücksicht auf das mögliche oder wahrscheinliche, auf das nahe oder ferne Eintreten. Das Bekümmerte, Gedrückte, Furchtsam-Kleine der Sorge kennt er nicht, weil er freyer und weniger selbstsüchtig ist. Im Schmerze kann der Mensch groß seyn und über seinem Schicksale stehen; in der Sorge bettelt er bey seinem Schicksale. Der Schmerz zeigt sich nicht selten hochsinnig, die Sorge überall kleinmüthig. Jener gränzt an religiöse Gemüthsstimmungen, und geht leicht in sie über; diese ist praktischer Unglaube.

Noch muß man vom Seelenschmerze unterscheiden die Seelenangst — ein entsetzlicher Zustand, wo alle Mächte des dunkeln Gefühles sich vereinigen, um in der Phantasie Schreckbilder zu erzeugen, die, in ihrer Unbestimmtheit und Gräßlichkeit, mehr noch als Vernichtung unsers Daseyns zu drohen, und für das Uebel die Schranken der Endlichkeit zu verspotten scheinen. Den Schmerz hat die Natur gewollt, darum sind auch keine Vorstellungen im

Stande, ihn ganz zu heben. Angst der Seele liegt außer dem Wege der Natur, sie müßte verschwinden, sobald der sie beleuchtende Gedanke deutlich und lebhaft genug würde.

Der reine Seelenschmerz setzt eine besondre Empfänglichkeit voraus, wozu, außer der nöthigen Energie der Seelentriebe und einem gebildeten Leben des Innern, noch etwas gehört, das man Gefühlskraft nennen könnte, die Fähigkeit bloß mit dem Gefühle aufzufassen und im Gefühle festzuhalten, die man nur bey starken aber zugleich innigen Gemüthern antrifft, während bey den übrigen jede innere Regung gleich entweder Affekt oder Leidenschaft wird, in denen der Schmerz sein eigenthümliches Wesen verliert. Diese Gefühlskraft wird übrigens der Thatkraft so wenig nachtheilig, daß sie vielmehr mit derselben im engsten Bunde steht, und die letztere nie größer und ausdauernder erscheint, als wo sie von der erstern Nahrung empfängt. Das weichliche, thatlose Gefühl ist krank; das gesunde Gefühl ergreift seinen Gegenstand, wie es von ihm ergriffen wurde, und entzündet im Willen ein nie verlöschendes Feuer.

Die Empfänglichkeit für den reinen Seelenschmerz zeugt von einer guten Ordnung im Innern des Menschen.

Manche Schmerzen erfordern eine solche Lauterkeit und Zartheit des Gefühles, eine solche heilige Wärme und weite Ausdehnung des Herzens, einen solchen Ernst und eine solche Stärke des auf das Höchste gerichteten Willens, einen solchen Reichthum der allseitigen Bildung, daß nur wahrhaft große Menschen sie empfinden können. Diesen aber sind sie eine Strahlenkrone um das Haupt, das Zeichen ihrer Erwählung, und eben so sehr als ihre Thaten Bewährung ihres höhern Adels. So verhält es sich mit dem Schmerze um das Niedrige, Unwürdige und Mittelmäßige im Leben, um das Elend, die Entartung, die Schwächen der Menschheit, und die Unterdrückung der Freyheit, des Lichtes und des Rechtes, um das Mißlingen edler Unternehmungen, um das Verderben der Jahrhunderte, um die Siege des Schlechten.

Alle wahrhaft große Menschen haben einen erhabnen Schmerz in ihrer Brust getragen, und dieser hat ihnen die Seele gehoben, den Eifer entflammt, den Muth gestählt, die That be-

geistert und geleitet, und sie still beschäftigt, wo das Handeln unmöglich — oder seine Stunde noch nicht gekommen war. In diesem Schmerze haben sie ihre Seele der würdigen Sache gelobt, die Entwürfe gedacht, nach welchen sie für dieselbe wirkten, und die Stärke gesammelt, deren sie zur Ausführung bedurften.

Ein erhabener Schmerz muß die Kraft heiligen, und ihr Wirken begleiten, damit sie sich überall als eine tüchtige erweise; aus ihm sind die herrlichsten Werke hervorgegangen, die unserm Geschlechte zur Ehre gereichen. Selbst der beßre Ehrgeitz wird von ihm gestachelt.

Den Schmerz fühlen ist oft eben so groß, wo nicht noch größer, als ihn überwinden; es ist Eine Kraft, die ihn fühlt und die ihn besiegt. Sich von seinem Schmerze losreißen, wenn es seyn muß, und seinen Schmerz ganz fassen, sich ihm weihen, und ihn zum Himmel empor halten, wie das Angesicht, das ist das Können auserwählter Seelen.

Aber der Schmerz will auch getragen seyn; darin ist nach der Gemüthsart die Weise verschieden. Starke Seelen verbeißen den Schmerz,

große Seelen erheben sich über ihn, feste Seelen fassen ihn ins Auge, sanfte Seelen befreunden sich mit ihm, weiche Seelen beugen sich unter ihn, nur der ganz Kraftlose liegt unter und verzweifelt. Wo gewinselt oder getobt wird, da ist nicht mehr der reine Schmerz, es hat sich etwas andres zu ihm gesellt.

Der eigentliche Schmerz kennt keinen Trost, erst, wann er sich in Traurigkeit aufgelöst hat, und sich selbst zu verstehen anfängt, ist er im Stande, die Stimme des Trostes zu vernehmen. Der Schmerz ist still und in sich selbst versenkt; zur Traurigkeit besänftigt, empfindet er das Bedürfniß der Mittheilung und des Trostes. Dem Schmerze gewähre man Theilnahme, Schonung und Ruhe.

Es gibt Schmerzen, von denen man sich nicht trennen kann; man trägt sie umher, man unterhält sich mit ihnen, man gibt ihnen eine Sprache für das Herz, man knüpft an sie seine liebsten Gedanken und Empfindungen, man wendet sich an sie in allen Angelegenheiten, die auf sie einige Beziehung haben, man findet bey ihnen Beruhigung für manche andre Noth, Er-

munterung und Erhebung. Seelenschmerzen sind häufig die vertrautesten Seelenfreunde; ohne sie würde vielen das Leben schaal werden. Hierhin gehören vornehmlich diejenigen, welche mit sanften oder mit großen Gefühlen zusammenhangen: der Schmerz um einen unersetzlichen Verlust des Herzens, der Schmerz um eine schöne Zeit die unwiederbringlich verloren ist, der Schmerz um eine Erfahrung, die das Gemüth in seinem Tiefsten und Eigenthümlichsten traf, der Schmerz um eine kalte Wirklichkeit, in der alle Blüthen geliebter Ideale hinsterben, der Schmerz des edeln Mannes um sein Zeitalter, um das Loos der Menschheit, um die Gränzen seiner Kraft, der Todesschmerz derer, denen das Sterben deutlicher ist, als das Leben.

Es gibt auch Schmerzen, von denen man sich nicht trennen soll; weil sich in ihnen das Trefflichste des Herzens offenbart; weil sie in die Harmonie einer schönen Seele gehören; weil ein edles Gemüth ohne sie nicht leben mag; weil alles Beßre durch sie aufgeregt wird, von ihnen Nahrung und Stärkung empfängt; weil nur in ihnen die gute That ihrer selbst würdig

erscheinen kann; weil von ihnen sich trennen nichts anders wäre, als von sich selbst lassen.

Nicht selten ist ein schöner Schmerz zugleich das Band und die Seele aller herrlichen Eigenschaften, aller kühnen Aufstrebungen, aller genialen Darstellungen im Leben eines Menschen; der Gehalt schwindet aus diesem Leben, das Wohlgeordnete fällt zusammen, so bald man diesen Schmerz heraus nimmt.

Man findet Menschen, von denen man sagen kann, ihr ganzes Seyn sey eine Poesie des Schmerzes, Farbe, Bewegung, Einheit ihres Denkens, Fühlens und Handelns gehören dem Schmerze an; und diese muß man in vieler Hinsicht zu den Interessantesten zählen. Die Poesie des Schmerzens hat so wohl erhabene, als rührende Motive, sowohl einen großen, als einen zarten Styl.

Von diesen sind noch diejenigen verschieden, deren Leben gleichsam ein langer Schmerz ist, gebildet aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen, aber verschmolzen zu Einer Stimmung der sanften Trauer und Sehnsucht. Zwar bleibt ihnen die Freude nicht fremd; aber sie scheint dem Schmerze angehaucht, wie ein Traum

wankt sie unter den trüben Gestalten der Wirklichkeit, ihr reellstes Leben hat sie in Hoffnungsblicken und in dem, was aus dem Gemüthe sich entwickelt. Reich und stark ist sie nicht, aber sanft, wohlthuend, herzerweiternd, seliges Vorgefühl des Bessern.

Anders ist der Umgang starker, anders der Umgang weicher Gemüther mit dem Schmerze. Jene treiben es mit ihm kräftig, wie sie ihn kräftig fühlen; sie fassen ihn an, wie sie von ihm angefaßt werden; sie hören seine Lehre, sie nehmen seinen Ernst auf, sie folgen seinen Antrieben. Diese leben mit ihn in stiller Geselligkeit, und empfangen, indem sie ihn sinnend verarbeiten, die Bildung, die er ihnen zu ertheilen vermag.

Nur bey den Weichlichen bleibt der Schmerz that- und fruchtlos, wimmerndes Empfindeln, Spielwerk für das entnervte Gemüth. Sie sind nicht fähig, ihn recht zu fühlen, und noch weniger, ihn recht zu nehmen. Er dient bey ihnen bloß, den Dunst ihres Nichts in einer andern täuschenden Form zu zeigen.

Nie dürfen wir vergessen, daß weder dem

Schmerze noch der Freude, sondern der That das Leben gehört, daß die erstern nur Mittel und Umgebung für die letztere sind. Von dem heftigsten Schmerze muß man sich aufraffen können, sobald die Pflicht uns fordert; darin erprobt sich das Maß des Wohlverhältnisses einer großen oder schönen Seele.

Sich dem Schmerze ungetheilt und ununterbrochen überlassen, wäre er auch der würdigste, heißt auf seinen sittlichen Adel Verzicht leisten, und die innerste Kraft zerstören. Die ihn aus dem Gemüthe heraufholen, wenn er selbst nicht einmal kommen mag, die ihn sich absichtlich vorhalten, um in seinen Gefühlen zu schwelgen, die ihre Phantasie mit ihm beschäftigen, um ihn recht groß zu finden, und sich selbst bedauern zu können, die sich in Träume des Schmerzes versenken, und darüber die That versäumen, oder zur That unfähig werden, sind Seelenkranke, üppige oder träge Selbstlinge.

Der Schmerz, als Seelenerscheinung, ist schön, wenn er, rein in seinen Quellen und in seinem Wesen, mit den übrigen Bewegun-

gen, die zum Menschlichen in uns gehören, das Gleichgewicht hält; er ist es in noch höherm Grade, wenn er sich mit diesen zur stillen Gemüthseinheit harmonisch verschlingt, und im richtigen Verhältnisse die Gestalt der Seele mitbildet, wenn Kraft oder Ergebung ihn mildert. Er wird häßlich, wenn er aus unordentlichen Leidenschaften oder aus den Pflichtverletzungen eines verwilderten Herzens entspringt, wenn er seine Natur verläugnend in leidenschaftliches Wesen, Unmuth, Aerger, Zorn und feindselige Bitterkeit übergeht, und mit zu großer Gewalt in das Gemüth eindringt, wo nichts ihm Widerstand leistet. Häßlich ist daher der Schmerz des Ehr- und Geldgeitzes, der Schmerz des Verbrechens, der grollende, wühlende, entrüstete Schmerz — nicht weniger der ohnmächtige Schmerz der Selbstverlassenheit.

Eben so verhält es sich mit den Zügen, die vom Schmerze im Gesicht zurück bleiben. Sie sind widrig und zurückstoßend; wenn der Schmerz selbst von Seelenzerrüttung herrührt; wenn er, ungemäßigt im Innern, sich, bis zur Zerstörung des Menschlich-Edeln, dem Gesichte einprägt; wenn er andre krank-

hafte Bewegungen des Gemüthes zu sich gesellt, und von diesen die mißfällige Gestalt empfängt. Hierhin gehören: der düstre Zug der Schuld, des Zerfallenseyns mit sich selbst und der wachsenden Leidenschaft, die weinerlichen Züge des gedrückten, eingezwängten Wesens, die schlaffen Züge des ohnmächtigen Jammers, das bittersüße Lächeln, worin viele Weiber mit dem Schmerze kokettiren, die starren Züge des in Noth und Mühseligkeit vergehenden Herzens, die peinlichen Züge der Kümmerniß und Sorge, die finstern Züge des brütenden Grames, die wilden Züge des neidischen Grollens und der geheimen Erbitterung.

Widrig und zurückstoßend erscheint auch der Schmerz auf dem Gesichte des rohen und gemeinen Menschen, wo er in dem groben Organ nichts als plumpe Gebährdungen oder häßliche Verzerrungen hervorbringen kann.

Der schöne Schmerz bildet Züge, die jeder interessant finden muß. Das gilt von den Zügen, die, von einer heitern Ruhe, oder von dem leichten Spiele schöner Gemüthsbewegungen beseelt, sich in einen leisen Schmerz verlieren, der gleich einem zarten und weichen Dufte über

ihnen schwebt, wie man sie bey den Menschen antrifft, denen die Anlagen zum Frohsinn sich unter frühern Schmerzen entwickelten, so daß sich ihrer Stimmung etwas davon mitgetheilt hat, ohne diese jedoch verändern zu können — nicht weniger von den Zügen der sanften Trauer, die, als Nachgefühl irgend eines Mißgeschickes, in der Seele beständig fortlebt, sich allen ihren Empfindungen mittheilt, und selbst die Freude in die Farbe eines wehmüthigen Ernstes taucht — von den Zügen der männlich-gefaßten oder weiblich-ergebenen Resignation — von den Zügen, worin die Spuren des Schmerzes sich mit Güte und Freundlichkeit oder mit Kraft und Würde vermischen — von den Zügen, worin die Geduld einer frommen oder die Erhebung einer großen Seele ihren Kampf mit dem Schmerze ausdrückte — am meisten aber von denen, aus welchen, bey allen Zerstörungen des Leidens, der Sieg des innern Menschen herrlich hervorglänzt.

Etwas ungemein Rührendes haben die tief eingegrabenen Züge, die das Werk eines langen und großen Schmerzes sind, der zwar die Reitze der Gestalt, aber nicht das Gepräge ed-

ler Gesinnungen auf dem Gesichte zu zerstören vermochte, welches vielmehr durch ihn noch schöner gebildet wurde.

Man bemerkt zuweilen an sonst frohmüthigen Menschen einen plötzlich hervortretenden düstern Schmerzenszug, der beynahe aussieht wie der Zug einer verborgenen Schuld, und sich häufig in den fröhlichsten Augenblicken einstellt, aber auch bald wieder verschwindet, obgleich der aufmerksame Beobachter einige zarte Striche davon in der heitersten Miene wieder erkennt. Er ist Folge einer im Drucke und unter mancherley Herzensverwundungen verlebten Jugend, deren trübe Erinnerungen in dunkeln Gefühlen aufsteigen, und von der natürlichen Stimmung schnell verdrängt werden.

Der Ausdruck des gegenwärtigen Schmerzes verschönert in der Regel, wenn anders der Schmerz selbst schön ist, und die Natur nicht zu sehr widerstrebt — um so mehr, je mehr er sich zur Trauer neigt.

Dies läßt sich vorzüglich vom weiblichen Geschlechte behaupten. Das Weiche und Milde des schönen Schmerzes stimmt ganz zu den Ei-

genschaften, durch welche das Weib am meisten gefällt. In seiner Vermischung mit einer echt weiblichen Stimmung scheint er etwas Hoch-Ideales — den Schimmer einer heiligen Ruhe über das Angesicht des Weibes zu verbreiten; wir glauben in ihm eine überirdische Weihe zu erkennen.

Die weibliche Anmuth erscheint nirgends rührender, und entfaltet nirgends vielseitiger ihr reich gebildetes Leben, als im Schmerze. Jedes weibliche Gemüth, das eigenthümliche Schönheit besitzt, zeigt uns den Schmerz in einer eigenthümlichen Gestalt, und verleiht ihm eigenthümlichen Ausdruck, wie er dem Charakter seiner Empfindungen angemessen ist. Auch stellt jeder besondre Schmerz sich auf besondre Weise in dem beweglichem Gebährdenspiele dar. In dem allen enthüllt sich, wunderbar anziehend, das Sanfte, Milde, Huldreiche und Tiefe der Seele.

Gemeine Weiber freylich entstellt der Schmerz, wie jede lebhafte innere Bewegung sie entstellt; sie sind nicht fähig, ihn ohne Leidenschaft zu empfinden, darum kann er sich bey ihnen nicht

anders, als in den krampfartigen Zuckungen und Verzerrungen der Leidenschaft offenbaren.

Es giebt indeß sehr interessante weibliche Gesichter, die der Schmerz nicht kleidet; weil sie für den Ausdruck der Freude, die ihrer Natur besser zusagt, und deßwegen hier desto herrlicher glänzt, gebildet sind. Der naive Charakter des Weibes will sich im leichten fröhlichen Wesen, der milde lieber in der gehaltenern Wehmuth ausprägen. Geistreiche Frauen gefallen mehr im lebhaften Schimmer der Freude — seelenvolle mehr in dem sanften Scheine der Trauer.

Regelmäßige Schönheiten gewinnen selten im Schmerze, da sie meist entweder gar keinen oder nur einen heitern Ausdruck zulassen; sie werden darin häufig von häßlichen Frauen übertroffen, an denen die Verklärung des Schmerzes das Unrecht der Natur reichlich vergütet.

Viele, sonst eben nicht reitzende Frauen muß man in Thränen sehen, um den höchsten Zauber geistiger Schönheit zu erblicken.

In eben dem Maße, worin liebende Innigkeit und Ruhe des Gemüthes sich vereinigen, äußert der Schmerz seinen verschönernden Einfluß.

Auch Männer verschönert der Schmerz; nur sey er an der rechten Stelle und ihrer nicht unwerth, nur stehe die Seele unter ihm aufgerichtet da, nur verbinde sich mit ihm Größe der Gesinnung und Aufstreben der Kraft, nur gelte er vornehmlich dem unbesiegbaren Hindernisse, dem unerreichbaren Ziele, dem verunglückten Erfolg edler anstrengungsvoller Bemühungen. Dann enthüllt sich in ihm eben so ausgezeichnet die Würde des Mannes als die Anmuth des Weibes, obgleich weniger reich und vielseitig, weil der Mann nicht zum Leiden sondern zum Wirken bestimmt ist.

Wer kennt nicht den Blick der Wehmuth und des tiefen Ernstes, in dem der Gedanke arbeitet, und das Gefühl sich mächtig regt — die Thränen, welche Männer ehren und für Männeradel Bürgschaft leisten! Wer hat sich nicht schon gebeugt vor dem edeln Schmerze im Männerauge — tiefer, wie vor mancher That, die Jahrhunderte feyerten.

Im Schmerze, vorzüglich wo er sich in Trauer auflöst, ist die Seele größer. Er sondert von ihr ab die kleinen Interesse des Le-

bens, und führt sie in sich selbst hinein, daß sie sich sammle aus den Zerstreuungen sinnlicher Eindrücke, und ein Gefühl ihres Wesens empfange, das ihr sonst fremd ist; er weckt in ihr zahlreiche schlummernde Kräfte, und bringt ihr würdige Vorstellungen nahe.

Etwas Heiliges, Ueberirdisches glauben wir im Schmerze wahrzunehmen; daher die an Ehrfurcht gränzende Achtung, womit wir die Zeichen eines tiefen Schmerzes am Menschen betrachten. Nicht weniger gehört eine gewisse Ruhe zum Charakter des rein empfundenen Schmerzes. Der Schmerz schließt auf einige Zeit unsre Rechnung mit der Welt, und hebt zum Theil die Gemeinschaft auf, durch welche sie uns mit Begierden und Verabscheuungen, mit Hoffnungen und Befürchtungen erfüllt, und zu mannichfachen Bestrebungen und Kämpfen anregt. So verstummen denn auch im Schmerze die meisten Leidenschaften, die unser Inneres empörten, indem das ganze Gemüth sich auf den gegenwärtigen Zustand und auf das, was mit diesem zusammenhängt, richtet. Die Bewegungen, welche der Schmerz verursacht, haben nichts Feindseliges; unter ihnen

kann die Friedensstille des Herzens sich behaupten, eine höhere Einheit des Lebens sich stiften, die alles Verschiedenartige, was in dieses eingeht, mit sanfter Gewalt zusammenhält. Im Schmerze gehört man mehr sich selbst an, nimmt man jeden Eindruck reiner auf, hat man natürlichere Ansichten, würdigt man alles richtiger nach dem wahren Menschenbedürfniß, empfindet man mehr das Schöne und Gute, als in den Verstimmungen, welche von den täglichen Sorgen, Arbeiten und Kränkungen unzertrennlich sind.

Rührend und ehrwürdig zugleich erscheint uns das Handeln im Schmerze.

Der Schmerz, wenn er einiger Maßen das Gemüth frey gelassen hat, verleiht dem Geiste eine Besonnenheit, die alles bezeichnet, was von ihm ausgeht.

Die Erhebung des Schmerzes macht zu Aufopferungen und allen Handlungen der Großmuth geneigt; die Resignation des Schmerzes erleichtert die Uneigennützigkeit; der Ernst des Schmerzes lehrt an Grundsätzen halten, und Strenge gegen sich selbst üben; die Erweichun-

gen des Schmerzes verstärken das Mitgefühl, und stimmen zur Milde, zur Schonung, zur Geduld mit andern.

Lauterer, gewissenhafter und liebevoller wird die Pflichterfüllung im Schmerze. Man fragt weniger nach Vortheil und Verlust; man bekümmert sich weniger um die Gefahr; man beschließt ruhiger; man vollführt sicherer.

Eine erhabene Haltung ist in den Thaten des Schmerzes. Wären sie im Uebrigen von gewöhnlicher Art: doch würde man genöthigt seyn, sie über alles Gewöhnliche weit hinaus zu stellen, ein feyernder Geist der Andacht scheint über sie hingegossen zu seyn, der auch uns zur feyernden Andacht stimmt.

Nichts erregt mehr unsre Bewunderung, als der, im Streben nach einem würdigen Ziele, frey gewählte Schmerz, der nun allen fernern Bemühungen seine Farbe mittheilt — der Schmerz, der, um sein Werk zu vollenden, sich selbst noch größerm Schmerze weiht — der Schmerz im Gewissen, der um seinen Genius zu versöhnen, sich selbst schwere Büßungen auflegt — der Schmerz der Liebe, der in Entsagungen und Anstrengungen nicht ermüdet, und

in jeder einzelnen sein edles Wesen ausdrückt — der Schmerz um das Höchste und Beste, der in das Leben des Menschen einen tiefen Sinn legt, und allem seinem Thun unendliche Beziehungen gibt.

So muß denn auch der Schmerz wohlthätig auf das Gemüth wirken, wenn er anders von diesem würdig geduldet, und recht verarbeitet wird.

Er setzt vor allem das Gemüth in eine vielseitige Regsamkeit; er weckt in ihm Gedanken, Empfindungen, Stimmungen, Thätigkeiten, die ohne ihn schlummern — er enthüllt in ihm Züge, die ohne ihn nicht ans Licht treten würden. Viel Menschlich-Schönes kann allein im Schmerze zum Vorschein kommen; und daß nach allen Richtungen hin sich unser Inneres erweitere, daß alles sich bilde, was in ihm verschlossen liegt, dazu wird der Einfluß des Schmerzes erfordert. Ein bedeutender Theil dessen, was unsern Geistes- und Herzensreichthum ausmacht, und was nachher, in der Erinnerung sowohl, als in seinen zurückbleibenden Spuren,

zu unsrer Glückseligkeit beyträgt, gehört dem Schmerze an.

Wie wichtig sind nicht überdieß die Erfahrungen, die Aufschlüsse über die Welt, über das Leben und über uns selbst, die wir ihm verdanken, die Betrachtungen, zu welchen er uns veranlaßt, die Belehrungen, zu welchen er unser Nachdenken leitet, und die unbefangenen Blicke, die uns auf so manche Angelegenheit werfen läßt, die wir gewöhnlich mit getrübtem Auge ansehen!

Die Weisheit empfängt ihre Reife und Bewährung im Schmerze, und der würde wenig vom Leben verstehen, der darin den Schmerz nicht kennen gelernt hätte, welcher nicht allein tief in dem Charakter des Lebens liegt, sondern uns auch mit den vorzüglichsten Erscheinungen und Gütern desselben in Verbindung setzt, uns für das Beste die Empfänglichkeit sichert.

Was wäre die Freude, wenn der Schmerz sie nicht vorbereitete, erhöhte, mäßigte, verknüpfte und vertheilte, wie es gerade Bedürfniß ist! Gibt es nicht sogar Freuden, die nur im Schmerze empfunden werden können?

Wenn manche im Schmerze verwildern,

und alles, was von sittlicher Würde und Kraft in ihnen ist, einbüßen: so haben sie darüber allein ihre träge Weichlichkeit, ihr rohes, leidenschaftliches Wesen, ihre Selbstversäumung anzuklagen. Bey Menschen, denen es mit ihrer Veredlung Ernst ist, die sorgfältig über sich wachen, ihre Gefühle zu beherrschen, und was sie in und außer sich finden mit Besonnenheit zu behandeln wissen, kann er nicht anders, als der Sittlichkeit förderlich werden, und die Stärke des Gemüthes vermehren. Der Schmerz öffnet das Herz zahlreichen guten Eindrücken, denen es ohne ihn verschlossen wäre; er stimmt zu dem Nachdenken, von welchem alle moralische Bildung ausgeht, zu der würdevollen Gesetztheit, in welcher, mit der Reflexion über sich selbst und die höhern Bedürfnisse, die Empfänglichkeit für Grundsätze erwacht, und die Kräfte des Willens sich zu regen beginnen; er befreundet mit Vorstellungen, aus denen das Beßre Nahrung zieht, und wird mächtiger Antrieb, dem gedrückten und verdüsterten Leben in seinem sittlichen Elemente Freyheit und Erheiterung zu verschaffen.

Sowohl die Erweichungen als die Erhe-

bungen des Schmerzes sind Mittel der Herzensveredlung.

Der Einfluß des Schmerzes gehört dazu, daß das Gute sich mit unsern Neigungen verbinde, und als Tugend im Gemüthe herrsche.

Geduld, Sanftmuth, Großmuth, Demuth und Vertrauen können allein im Schmerze erzeugt, geübt, und zur Reife gebracht werden, und was sich sonst Treffliches in uns gebildet hat, das erwartet die letzte Läuterung vom Schmerze. Im Schmerze vollenden sich die Kraft und die Milde; unter den Prüfungen des Schmerzes empfängt der innere Werth die Bewährung der Vollgültigkeit und die Tugend gestaltet sich in heitern und heiligen Himmelssinn.

Vorzüglich erfahren Liebe und Religiosität die wohlthätige Wirkung des Schmerzes.

Die Liebe, Freude in ihrem Wesen, nimmt den Schmerz in sich auf, daß er sie mit neuen Freuden bereichere, und das Gefühl ihres Besitzes und des glücklichen Einseyns belebe. Im Schmerze wird sich die Liebe ihrer Reinheit und Stärke bewußt und steigt zu immer höherer

Reinheit und Stärke empor. Im Schmerze schließt sie das Tiefste der Herzen auf, und kettet sie immer fester an einander, durch Mittheilung und Tröstung. Der Schmerz verknüpft sie mit allem, was sich Schönes im Gemüthe bewegt; er gibt ihr Gelegenheit zu mannichfachen interessanten Erweisungen; ihr Wort und ihre That sind nie rührender, als im Schmerze. Siegend wird ihre Gewißheit, wenn sie die Probe des Schmerzes bestanden, wenn der Schmerz sie geheiligt hat. Ihre geistigsten und geistreichsten Momente führt ihr der Schmerz zu.

Das Gemüth, welches den Schmerz rein in sich trägt, umfaßt mit größerer Wärme den Glauben an das Ewige, und kommt willig seinen Eindrücken entgegen. Es fühlt sich diesem Glauben inniger befreundet, es bedarf seiner Tröstungen, seinen Erhebungen und Bereicherungen.

Der reine Schmerz ist Ahnung des Ewigen, Stimmung für das Ewige, Fähigkeit, alle Beziehungen des Ewigen zu empfinden. Der beraubten, verarmten, leidenden Seele bleibt nichts übrig, als sich an das zu wenden,

und sich immer fester mit dem zu verbinden, was allein unwandelbar ist, was ihr stäts treu bleibt, und sich ihr liebend anschmiegt, wenn alles von ihr weicht. Dem Schmerze ist die Andacht vertraut, und er erfährt in den ihr geweihten Stunden Erquickungen, die alle Freuden der Welt übersteigen.

Es gibt Offenbarungen der Religion, die unter ihren herrlichsten sind, zu welchen man nicht anders, als durch den Schmerz gelangen kann, Rührungen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, Aeußerungen der Anbetung, der Unterwerfung, der Zuversicht, des religiösen Muthes, welche bey uns wahrzunehmen der Schmerz uns geschickt machen muß; daher wir auch das reiche Leben der Religion in seiner Fülle und Mannichfaltigkeit nur bey denen antreffen, die viel gelitten haben. Jeder reine Schmerz kann der Religion zu einer neuen Ausgestaltung und zu höherer Stärke verhelfen.

Soll die Freude Gott näher bringen, dann muß irgend ein Schmerz ihr vorangegangen seyn.

Das Feste und das Anschauliche des religiösen Glaubens sind Früchte des Schmerzes.

Liebe und Frömmigkeit wirken aber auch auf den Schmerz zurück; die Liebe mildert den Schmerz, die Frömmigkeit gibt der Seele Kraft, ihn zu tragen; beyde sichern ihm seine Reinheit, seine Würde und seinen veredelnden Einfluß.

Unter den sanften Bewegungen der Liebe besänftigt sich alles, was mit unruhiger Heftigkeit das Herz erfüllt. Die Liebe mischt ihre süßen Gefühlen in die bittern des Schmerzes, und verwandelt dadurch diesen in Wehmuth; ihr hört der Schmerz auf, Schmerz zu seyn, wenn er für das Geliebte erduldet werden soll. Liebe ist die Seele der freudigen Aufopferung; ihr schonendes Zartgefühl macht sie gelassen.

Aber die Liebe selbst muß von etwas Höherm beseelt seyn. Keine echte Liebe ohne tiefes Gefühl für das Heilige; und wie auch die Liebe den Schmerz mäßige, doch bleibt zum würdigen Erdulden eine Stärke des Gemüths erforderlich, die nur durch den Glauben an etwas Höheres — an eine ewige und allmächtige Liebe, an ein Gesetz der Liebe, dem alles unterworfen ist, an ein unendliches Werk der Liebe, worin alle Kräfte der Natur und alle Em-

pfindungen des menschlichen Herzens begriffen sind, hervorgebracht werden kann. In dem wahrhaft frommen Gemüthe wird der Schmerz Vorgefühl der Freude.

Wo Liebe und Frömmigkeit das Herz durchdrungen haben, da ist es möglich, daß der Mensch selig sey in seinem Schmerze.

II.

Die Freude.

Wenn wir dem Schmerze Schönheit und Werth zugestehn: so geschieht das nur im Verhältnisse zu andern Stimmungen des Gemüthes, mit welchen vereint er eine interessante Gestalt des Lebens bildet — oder zu den Gesinnungen, die sich in der Erduldung desselben an den Tag legen — oder zu den Kräften, die er hervorruft — oder zu den trefflichen Eigenschaften, die sich unter seinem Einflusse entwickeln. An sich gehört der Schmerz zu den Uebeln, vollkommne Naturen dürfen nicht von ihm berührt werden; denn Schwäche und Zerrüttung kündigen sich in ihm an, er ist Gefühl des angegriffenen und gehinderten Lebens.

Die Freude hat, auch abgesehen von ihrem Verhältnisse zum Ganzen des Gemüthes und von ihren Wirkungen, Schönheit und Werth; sie hat Schönheit und Werth an sich selbst. Wir müssen sie für das erklären, was die Natur als Zweck anstrebt, während sie den Schmerz bloß als Mittel wollen kann, und wir diesen im Plane der Natur allein in so fern zu billigen vermögen, als aus ihm die Freude geboren wird, oder, durch ihn geläutert, herrlicher hervortritt. Der Schmerz ist daher auch, um uns mit sich zu versöhnen, genöthigt, sich die Freude zuzugesellen, und wird immer der Milderung durch Freude bedürfen; daß aber die Freude des Schmerzes bedarf, ist zufällig und Folge unsrer gegenwärtigen Beschränktheit.

Ein Daseyn voll Schmerz, ohne alle Beymischung von Freude, würde sich selbst zerstören; dahingegen wir einem, von jedem Schmerze befreyten, von der Freude ganz beherrschten Daseyn, die ideale Wahrheit nicht absprechen können.

Nach Freude dürstet jedes lebende Wesen, denn die Freude besteht in nichts anderm, als

in dem Gefühle des geförderten Lebens, der erhöhten vollstimmigen Thätigkeit seiner Kräfte.

Jedes Gefühl des geförderten Lebens, der erhöhten vollstimmigen Thätigkeit seiner Kräfte ist Vergnügen — aber darum noch nicht Freude. Zur Freude gestaltet es sich erst dann, wann in ihm mehrere Eindrücke zusammentreffen, und wann es vom Geiste aufgefaßt, vorgestellt und verarbeitet wird.

Das Vergnügen kann vom Sinnlich-Angenehmen, vom Schönen und vom Guten kommen; so lange es indeß bloß aus einzelnen Eindrücken entsteht, dürfen wir es nicht Freude nennen.

Die Freude wird inniger empfunden, als das Vergnügen, und verbreitet sich gleichförmiger als dieses über alle Kräfte des Gemüthes. Wir sind in der Freude stärker und vielseitiger angeregt, ein gewisser Grad des Wohlseyns und der Erweiterung des Herzens sind der Freude eigenthümlich, welches eben darin seinen Grund hat, daß in ihr sich mehrere Eindrücke vereinigen, mehrere Interessen des Gemüthes berührt werden.

Das einzelne Angenehme weckt nichts, als Lust — das einzelne Schöne nichts, als Wohlgefallen — das einzelne Gute nichts, als Achtung; die Lust, das Wohlgefallen, die Achtung müssen durch mehr als Ein Moment erzeugt, auf mehr als Eine Weise motivirt und durch andre beygesellte Empfindungen verstärkt werden, damit sie in Freude aufgehen.

Was aber die Freude am meisten auszeichnet, ist die geistige Natur derselben. Keine Freude, die ganz sinnlich wäre, — keine, zu welcher nicht der Gedanke mitgewirkt hätte — keine ohne Einbildungskraft, Besinnung und Ueberlegung. Was in der Empfindung vergnügt, verklärt sich nicht eher zur Freude, als bis es Gegenstand der Betrachtung geworden ist.

Der Verstand sammelt die Eindrücke, welche der Sinn empfangen hat, nimmt sie in sich auf, reflectirt über sie, um sich ihrer Verbindung unter sich und ihres Verhältnisses zu den anderweitigen Empfindungen, Bedürfnissen, Wünschen und Meynungen und zum ganzen Zustande des Menschen bewußt zu werden. Die

Phantasie knüpft daran freundliche Bilder und angenehme Erwartungen.

Je mehr das Vergnügen auf diese Weise den Einfluß des Geistes erfährt, und je mehr geistige Bestandtheile in dasselbe einfließen, desto reiner prägt sich in ihm der Charakter der Freude aus.

Darin besteht der Adel der Freude, daß in ihr Geistesleben hervortritt, und das Sinnliche in die Strahlen seines Lichtes hinaufzieht.

In der Freude erscheint die Menschlichkeit, und selbst das thierische Fühlen wird menschlich, indem es durch den Gedanken sich zur Freude bildet.

Die Empfänglichkeit für Freude, und besonders für das Geistige darin, ist der sicherste Maßstab echt menschlicher Entwickelung — die Freude aber in ihrer höchsten Vergeistigung der innigste Verein des Menschlichen und Göttlichen.

Wir unterscheiden Freuden der Sinne, Freuden des Geistes und Freuden des Herzes.

Das Wohlgefallen am Schönen, und die Achtung des Guten können durch sich selbst schon

Freude werden, wozu es bloß der Erweiterung, der Beygesellung und der Verknüpfung der Empfindungen bedarf, weil sie, vermöge der geistigen Natur ihrer Gegenstände, einer rein geistigen Auffassung fähig sind. Nicht so die sinnliche Lust, die ganz im Eindrucke lebt, und von diesem gefesselt bleibt; so lange sie im Gemüthe gegenwärtig ist, vermag sie nicht anders Freude zu werden, als vermittelst der Betrachtung.

Des Angenehmen freut man sich nur in so fern, als man darin der Verbesserung seines Zustandes inne wird, also immer in Beziehung auf andre Vorstellungen, die der Verstand herbey führt; und eben in dieser Beziehung liegen die Motive der Freude. In dem Augenblicke eines plötzlich nachlassenden heftigen Körperschmerzes fühlt man einen hohen Grad der sinnlichen Lust, aber Freude darüber erst dann, wann sich der Gedanke des Uebels von dem man frey — und des Guten, dessen man theilhaftig geworden, an die gegenwärtige Empfindung anschließt. Der körperliche Genuß ist nie Freude; er muß sich durch Besinnung und Reflexion in diese verwandeln, wozu aber er-

fordert wird, daß er zugleich das Gemüth be-lebe, die Phantasie in ein leichtes Spiel setze, den Geist anrege und beschäftige, und auf diese Weise noch andre Empfindungen zu sich nehme. Seine Vermenschlichung erhebt ihn zur Freude, doch so, daß der Charakter des Sinnlichen da-rin herrschend bleibt.

Soll die sinnliche Lust an sich und ohne fremde Beymischung Freude werden: so kann dies allein in der Erinnerung und in der Erwartung geschehen, wo sie nicht mehr als roher sinnlicher Eindruck erscheint, sondern durch die Phantasie und den Verstand hin-durchgegangen, von diesen verarbeitet, und, mehr oder weniger, in ein idealisches Licht ge-zogen worden ist.

Was uns in der Gegenwart bloß ange-nehm seyn würde, verursacht uns Freude, wenn wir in ihm etwas einst Erlebtes oder etwas uns Bevorstehendes erblicken. Das Sinnliche hat hier das Gewand des Geistigen angezogen, ohne jedoch sein eigenthümliches Wesen zu ver-läugnen.

Vorzüglich gehört die sinnliche Freude der Hoffnung an; die Hoffnung erscheint nie

ohne die Freude, und in der Hoffnung offenbart sich der Charakter derselben am reinsten. Keine Freude, in der nicht schon Hoffnung wäre, oder in der sich nicht das Herz zum Hoffen erweiterte.

So gibt es denn auch endlich eine Freude über dasjenige, wovon wir uns Angenehmes versprechen dürfen, die zwar durch den Geist vermittelt, aber ursprünglich von der sinnlichen Lust bestimmt wird, und daher zu den sinnlichen gezählt werden muß. Wir freuen uns des Ereignisses, das uns mit Begünstigungen, mit der Erfüllung unsrer Wünsche, der Verbesserung unsrer Lage schmeichelt, der vermehrten Glücksgüter, des erhöhten Ansehens, der vortheilhaften Verbindung, des gelungenen Werkes, weil uns dabey das dunkle Vorgefühl künftiger oder doch möglicher Genüsse belebt.

Die sinnliche Freude ist immer eigennützig, und nicht selten unsittlich. Wie alles, was von der sinnlichen Lust stammt, bezieht auch sie sich auf das Selbstinteresse, und wird nur da mittheilsam, wo sie andre in dieses Selbstinteresse einzuschließen vermag; sie wird

feindselig gegen andre, wo sie sich von denselben beschränkt oder gehindert sieht.

Sich selbst überlassen, scheut sie das Unrecht und die Erniedrigung nicht. Das Edle muß sie von den höhern Gesinnungen des Herzens empfangen, die ihre Verirrungen verhüten, sie zur würdigen Stimmung läutern, durch Religiosität und Liebe das Selbstsüchtige in ihr bezwingen, und die Uneigennützigkeit des edeln Charakters auf sie hinableiten.

Sie nähert sich indeß der Uneigennützigkeit in dem Maße, als sie sich mit geistigen Anregungen verbindet. Darum ist die Freude des Genusses weniger selbstsüchtig, als die, welche den Vortheil zu ihrem Gegenstande hat, indem jene sich leicht, weckend und stärkend, über alle Lebenskräfte gleichmäßig verbreitet und auch den Geist an sich zieht, diese aber unvermeidlich das Gemüth verengt, und alles an das kleine Interesse der Selbstsucht fesselt. Es ist nicht möglich, daß man der letztern sein Herz ganz einräume, ohne bis ins Innerste hinein selbstsüchtig, und jedes edeln Bestrebens unfähig zu werden.

In jedem Falle aber sinkt die Freude im-

mer mehr zur gemeinen Lust herab, wenn sie allein im Gebiethe der Sinnlichkeit weilt, wo das Geistige, das ihr beygemischt war, nach und nach verfliegt, oder sich in das thierische Fühlen auflöst.

Die Freuden des Geistes entspringen aus der lebensvollen und harmonischen Thätigkeit unsrer geistigen Kräfte, vorzüglich der Phantasie und des Verstandes, wo diese zweckmäßig in einander greifen.

Aber nicht jede einstimmige und glücklich fortschreitende Thätigkeit ist geeignet, Freude zu erzeugen. Vor allem wird erfordert, daß diese Thätigkeit von keinem andern Interesse gebunden, daß sie durchaus frey sey, und nichts als sich selbst und die Befriedigung ihres Strebens beabsichtige. Indeß wird sie auch dann wohl Vergnügen, aber noch keine Freude gewähren, wenn sie nicht große Regsamkeit, Feinsinnigkeit und Innigkeit des geistigen Lebens antrifft.

Hierhin gehören die Freuden des Nachdenkens und Forschens, die Freude der erweiterten Ein- und Uebersicht, die Freude der entdeckten Wahrheit, der gewonnenen oder befe-

stigten Ueberzeugung, die Freude, die wir da fühlen, wo sich ein neues Licht über unser Gedankensystem verbreitet, wo sich uns unsre Begriffe in einem neuen großen Zusammenhange darstellen, wo sich uns neue interessante Aussichten in unbekannte Reiche des Wissens eröffnen.

Für diese Freuden ist aber nur der ernste Denker empfänglich, der in der Thätigkeit seines Geistes lebt, dem sie und ihre Früchte an sich selbst hohen Werth haben, der sich ganz in sie zu sammeln vermag, und dem nichts verborgen bleibt, was ihr Interesse anspricht. Selige Freude erweitert sein Herz, erhöht sein Wesen, glänzt in seinem Auge, so oft sein Geist sich leicht und frey in dem heitern Elemente bewegt, vor der Wahrheit sich aufrichtet, und in den Schimmer ihrer Beleuchtung tritt.

Zu den Freuden des Geistes müssen wir auch noch die Freude zählen, welche die reine Schönheit erweckt. Das Wohlgefallen am Schönen erhebt sich dadurch zur Freude, daß uns die Schönheit ihren ganzen Zauber enthüllt, mit ihrer ganzen Beselungskraft unser Gemüth durchdringt, in allen seinen Empfin-

dungen und Thätigkeiten unser Gemüth berührt, und eine Welt voll Jugendfrische, Frühlingsleben und Sonnenschein in uns und über uns aufschließt.

Es sind meist nur Augenblicke, in welchen das Schöne diese Gewalt an uns übt, aber solche Augenblicke wiegen mehr als ein Leben auf. In sie drängt sich alles Herrliche zusammen, was der Menschengeist zu fassen im Stande ist.

Die Freuden des Herzens haben ihren Ursprung in der geselligen und sittlichen Natur des Menschen, in den Befriedigungen, die unsern edlern Neigungen, in den Bereicherungen, die unsern edlern Gefühlen und Stimmungen zu Theil werden, in der Erweiterung und Erhöhung des Echt-Menschlichen unsers Daseyns.

Dahin gehören die Freuden des Mitgefühles, der Liebe, der Häuslichkeit, der Freundschaft und die Freude am Guten.

Wir empfinden die Freude mit, die wir an andern wahrnehmen, wenn nicht Selbstsucht

und Leidenschaft unser Herz verhärtet haben, oder die widrigen Gesinnungen, die wir gegen den Glücklichen hägen, uns erbittern. Indem die Phantasie uns den fremden freudigen Zustand vergegenwärtigt, erwachen in unserm Gemüthe die ihm entsprechenden Bewegungen. Je lebhafter unsre Einbildungskraft, je weicher und zarter unser Gefühl ist, desto leichter werden wir die frohen Empfindungen andrer zu den unsrigen machen.

Zu der Liebe gehört wesentlich die Freude des Herzens, Freude an dem fremden Daseyn, das uns in seiner Trefflichkeit anzieht, das uns mit seinen Schätzen beglückt, und diese begleiten die Freude des Gebens und des Empfangens, die Freude der Erhebung und Erwärmung des Gemüthes, die Freude der Befreyung von den Fesseln der Selbstsucht. Mit Freude erfüllt die Liebe das Innere; Blüthen der Freude lockt sie auf allen Plätzen des Lebens hervor; sie ist unerschöpflich und immer neu in Gewähren dessen, was freudig aus dem Herzen kommt und das Herz entzückt.

In welcher Gestalt auch die Liebe vom Herzen Besitz nehme: immer ist die Freude mit

ihr. Jede Liebe öffnet das Herz, und wendet es freundlich zum Geliebten hin; jede stimmt zum Selbstvergessen, zum Leben in andern, zum seligen Freyheitsgefühl. Selbst der Schmerz muß der Freude weichen, wo die Liebe einzieht.

Schon die allgemeine Menschenliebe trägt die Freude in sich — weit mehr aber noch die innigere, welche die Herzen an einander kettet, die edlere Geschlechtsliebe, die Elternliebe, die Kindesliebe, die Freundesliebe. Hier ist es eigentlich die Kraft und Fülle des Herzens, was sich zur Freude verklärt. Darum sind das häusliche Leben und die Bündnisse der Freundschaft so reich an Freuden des Herzens.

Das enge Aneinanderschließen, die zärtliche Aufmerksamkeit, die herzliche Theilnahme, die sanfte Schonung, das eifrige Bestreben, einander Angenehmes zu erweisen, das sichere Bewußtseyn der Liebe werden im Familienkreise Quellen unzähliger Freuden. Was uns sonst gleichgültig gelassen, was sonst nur den Sinn oder den Geist ergötzt hätte, schafft Freude im Herzen, dadurch, daß es ein Gemeinsames ist, oder, von andern, uns theuern Menschen er-

lebt, unser Mitgefühl anspricht. Kleine Vorfälle, Veränderungen, Entwickelungen jeder Art, gewinnen im häuslichen Zusammenleben ein Interesse, dem die schönsten und süßesten Empfindungen des Herzens entsprießen.

Und wie sollte nicht die Freundschaft, in ihren Eröffnungen, in ihrem Gedankentausche, in ihren Hochgefühlen, in ihren Aufopferungen, in ihrer Treue, in ihrem Muthe, in ihrer Charakterstärke Freuden erzeugen, die sich des ganzen Herzens bemächtigen, weil sie von der Befriedigung der edelsten Triebe desselben herrühren!

Freude des Herzens empfinden wir endlich: wenn das Bewußtseyn der sittlichen Würde sich zur vollkommnen Deutlichkeit und Stärke entwickelt; wenn das herrliche Bild der Tugend uns vorschwebt; wenn wir begeistert vor einer großen That stehen; wenn ein heiliger Entschluß sich in unserer Seele erhebt; wenn uns ein schwerer Sieg über uns selbst gelungen ist; wenn wir mit Billigung auf ein von uns vollbrachtes würdiges Werk hinblicken; wenn wir glückliche Fortschritte in der sittlichen Bildung bey uns wahrnehmen; wenn die Kräfte des er-

höhten sittlichen Lebens sich in uns regen, und in unbegränzten seligen Ahnungen sich verkündigen.

Geist und Herz vereinigen sich in den Freuden, welche die Natur, die Kunst, das gesellige Menschenleben und die Beschäftigungen der Andacht, mit den Stimmungen, die ihr angehören, uns einflößen.

Die Natur erfreut uns durch ihre Schönheit und durch ihre Milde, durch die Belebung unsrer Gedanken und durch die Besänftigung unsrer Leidenschaften, durch die Erweiterung, die sie unsern Gefühlen gibt, und durch die Harmonie, die sie in die Bewegungen unsers Herzens bringt.

Die Kunst weckt die Freude in uns auf durch die vollendeten Formen, die sie uns darstellt und durch das Spiel der Empfindungen, das sie uns veranlaßt, durch die heitern Schöpfungen, für die sie unsre Phantasie in Anspruch nimmt.

Das gesellige Menschenleben bereichert uns mit Erfahrungen, belehrt und übt

unsern Verstand, und wendet sich in mancher-
ley Rührungen an unser Herz, die sich gerne
zum freudigen Leben gestalten. Es verwickelt
uns in vielfache Verhältnisse, aus denen die
bessern Triebe dieses Herzens Nahrung schö-
pfen, und führt uns mit Menschen zusammen,
die, wenn auch nur flüchtig, uns süße Inte-
ressen des Herzens abgewinnen.

Der Andacht öffnen sich die Schranken
des irdischen Daseyns; über alle Zeiten und alle
Räume schwingt sie sich empor, und lebt in den
erhabensten Betrachtungen, deren der menschli-
che Geist fähig ist, in denen dieser seines ei-
genthümlichen unendlichen Lebens am meisten in-
ne wird. Vor ihr verschwinden die Uebel, die
uns sonst drücken, die Sorgen, die uns sonst
ängstigen. Durch sie findet das Herz sich himm-
lisch beruhigt über die Angelegenheiten, die es
bekümmern, und jeden Streit in sich geschlich-
tet. Sie erfüllt es mit heiliger Bewundrung,
mit einer reinen, sich völlig hingebenden Liebe,
mit seliger Hoffnung. Die höchste der mensch-
lichen Freuden erfährt, in den Stunden der
Andacht, das religiöse Gemüth, welches die

Fähigkeit besitzt, sich ihr ungetheilt zu überlassen.

Es gibt endlich noch Freuden, an denen auf gleiche Weise die Sinne, der Geist und das Herz Theil nehmen; sey es daß irgend ein einzelnes angenehmes Gefühl sich belebend über unser ganzes Wesen verbreite, ein heitres Spiel seiner gesammten Thätigkeiten verursache, und besonders die Phantasie zum Hervorbringen fröhlicher Bilder jeder Art veranlaße — wo dann die frohe Stimmung nach und nach zur Freude erwächst, oder daß, was ursprünglich sinnliche Freude war, durch Beschäftigung des Verstandes, durch Sympathie und religiöse Bewegungen, sich zur Geistes- und Herzensfreude erhebe, oder daß wir von mehrern Seiten her und in verschiedenen Punkten unsrer Empfänglichkeit zugleich Eindrücke empfangen, die nun zur vollen Freude sich sammeln.

Die volle Freude, die alle Kräfte unsers Wesens in Thätigkeit setzt, kann nur in Verbindung mit andern empfunden werden; da-

her sie nothwendig gesellschaftliche Freude ist, gleichviel ob sie im weitern oder engern Kreise verweile. Sie entspringt zu einem bedeutenden Theile aus dem, was uns Menschen in den Eigenschaften und Stimmungen ihres Gemüthes, in ihren Reden und Handlungen darstellen, und aus dem, was sie uns in den engern Verhältnissen des Lebens gewähren; sie ist Freude über Menschensinn und Menschenwirken. Mangelhaft bleibt jede Freude, die nicht Menschlich-Schönes zum Gegenstande hat, in der nicht das menschliche Herz zum verwandten Herzen spricht. Wer sich nicht für Meuschen zu interessiren vermag, wer nicht an menschlichen Aeußerungen Wohlgefallen findet, wer nicht im Stande ist, sich an Menschen enger anzuschließen, dem fehlt die Empfänglichkeit für volle Freude.

Menschen müssen aber auch, durch ihr Einstimmen in unsre Freude, durch die Art, wie diese sich in ihrem Gemüthe gestaltet, durch das, was sich aus ihrem Eignen mit derselben verbindet, der Freude in uns neue Stoffe zuführen und neue Reitze geben, damit sie eine vollkommne werde.

Mannichfaltigkeit, Wechsel, beständige Nahrung, Stärke und längere Dauer erlangt die Freude erst durch die Gesellschaft.

Die gesellschaftliche Freude ist zwar nicht immer edler — denn das hängt von ihrer anderweitigen Beschaffenheit ab — aber gewiß menschlicher, als die einsame.

Es gibt sehr edle Freuden, die ihrer Natur nach zu den einsamen gehören, wie die Freuden des Nachdenkens, der Betrachtung, der Erinnerung und Erwartung, des guten Bewußtseyns und der religiösen Erhebung. Sie können als solche einen hohen Grad der Stärke erlangen. Wollen sie aber das echt Menschliche gewinnen, und sich zur Fülle der Freude erheben: so müssen sie sich späterhin durch Mittheilung an einverstandene Gemüther das Gesellschaftliche anbilden.

Die Freude des sinnlichen Genusses hingegen kann nie eine einsame seyn ohne ihre Würde zu verlieren, und entweder gemein thierisch oder roh selbstsüchtig zu werden.

Indeß bleibt Geselligkeit der Charakter jeder Freude; jede, auch die einsame

wünscht, sich mitzutheilen. Wo die Freude lebt, da will sie ihr Leben auch äußern, äußern gegen Wesen, die es verstehen, und in sich aufnehmen können; sie will sich ihrer selbst deutlich bewußt werden, indem sie sich andern offenbart; sie will sich im fremden Gemüthe wieder finden, und ihr Gefühl dadurch erhöhen, daß sie es von der Mitfreude zurück empfängt, es ist als ob wir die Freude noch nicht recht hätten, wenn wir nicht davon sprechen können. Sie will aber auch die andern mit hineinziehen in ihr fröhliches Leben, denn sie mag ihre Seligkeit nicht allein genießen. Die Freude hebt, so lange sie das Gemüth beherrscht, den Egoismus auf, und setzt einen allgemeinen Menschensinn an seine Stelle. In der Freude ist man ganz Mensch, man mag nichts mehr als Mensch seyn, und fühlt sich von allem Menschlichen, wie von etwas Eignem, berührt; man ist selbst um so froher, je mehr man alles um sich her froh sieht.

Die Freude verstärkt und reinigt das natürliche Mittheilungsbedürfniß. Der Schmerz theilt sich mit, um Erleichterung und Trost zu finden, die Freude hat ihr Interesse an der

Mittheilung selbst; wir denken wenigstens nicht daran, daß diese Mittheilung uns etwas gewähren soll. Darum ist es zwar edel, den Schmerz in sich zu verschließen, und ihn schweigend zu dulden, aber wer die Freude für sich behalten, sich wohl gar mit seiner Freude verbergen kann, verräth eine niedrige Denkungsart, traurige Herzensverengung.

Wenn einige Freuden hier eine Ausnahme machen, so liegt das an der individuellen Natur derselben. Man schweigt von der Freude, von der man nicht zu sprechen vermag, ohne sie zu entweihen oder zu zerstören, weil das, woraus sie entspringt, zu den Geheimnissen des innern Lebens gehört, zu den Dingen, die nur so lange da sind, als sie in frommer Liebe und Demuth verwahrt bleiben, die auf jeden Fall ihr Bestes einbüßen, wenn davon geredet wird. Man schweigt auch von der Freude, in welcher niemand uns versteht, weil sie zu sehr mit dem Eigenthümlichen unsrer Empfindungsweise und Gemüthsart zusammen hängt; gern würde das von ihr erfüllte Herz sich ergießen, wäre nur jemand im Stande, mit uns zu sympathisiren.

Unsre süßesten und innigsten Freuden leben still im Gemüthe ein seliges Leben — nichts will davon über die Lippen; und doch möchte man sie in die fremde Brust verpflanzen, wenn man sie aus dem Klima bringen dürfte, in dem sie gezogen worden sind, wenn ihre Zartheit die Behandlung des Verpflanzens ertrüge.

Darin zeigt sich die Humanität der Freude, daß sie anschließt, das Herz öffnet, und Verbindungen stiftet, die der Kälte des gewöhnlichen Lebens fremd sind, die aber auch oft genug mit ihr wieder verschwinden.

Die einfache Freude zu wecken und zu unterhalten, bedarf es weder vieler noch kostbarer Mittel, und am wenigsten des mühsam Hervorgesuchten und Zusammengebrachten. Wo nur eine empfängliche Gemüthsstimmung, ein unverfälschter Sinn für die Eindrücke des Lebens, Disposition zu heitern Ansichten und hingebende Geselligkeit sich finden: da biethen die Welt, die Gesellschaft und das eigne Herz ihr überflüssigen Stoff dar; aus den alltäglichsten Vorfällen kann sie Nahrung gewinnen, eine gefällige Umgebung, ein schöner Gedanke kann sie

schon heraufführen. Was am leichtesten zu erlangen steht, was in seiner Anspruchslosigkeit von den meisten übersehen wird, was das Leben jedem willig und reichlich gewährt, der es darum anspricht, das ist ihr das Liebste.

Die künstliche Freude fordert weitläufige Vorbereitungen, vielfache Anstalten, glänzende Einrichtungen, die indeß selten ihren Zweck erreichen. Sie vermag kaum zum Bewußtseyn ihrer selbst zu kommen, und stirbt meist bald an der Ueberladung. Oft bewirkt aller Aufwand nichts weiter, als Langeweile, gespannte Erwartungen, die nicht befriedigt werden, und sich in Ueberdruß verwandeln, vergebliche Bemühungen, sich in die Freude herein zu rasen, oder flüchtigen Sinnenrausch, der mit der Freude keine Gemeinschaft hat.

Eine gewisse Einfachheit gehört so sehr zum Wesen der Freude, daß auch die künstliche sie nicht verläugnen darf, wenn sie Freude bleiben will. Die echte Freude muß sich selbst machen, und was die Kunst für die Freude ersinnt und zurüstet, muß wenigstens den Schein haben, als ob es sich selbst gemacht hätte, das Reiche und Mannichfache muß im Gemüthe Ein-

falt annehmen, damit es wirkliche Freude werde. Niemand freut sich, wo man zur Freude herausgefordert wird. Erst wann die Kunst wieder Natur geworden ist, mag sie sich zur Freude gesellen.

Als eine Gunst will die Freude dem Menschen erscheinen, nie aber sich zwingen, erjagen oder erwerben lassen. Bey denen, die ihrer werth sind, und ihr eine würdige Stätte bereitet haben, kehrt sie willig ein, und flieht ewig die, die einen unheiligen Umgang mit ihr begehren — um so mehr, je mehr sie es sich für sie sauer werden lassen. Der freye Genius des Lebens darf nicht die Fesseln der Mühseligkeit tragen, und nicht in der Mühseligkeit geboren seyn, von der er eben uns erlösen soll.

Darum ist es mit der künstlichen Freude da noch am besten gestellt, wo das, was für sie veranstaltet wird, vom Geiste der Freude selbst eingegeben, sich unwillkührlich aus der Stimmung, die es mittheilen will, hervorbildet. Die künstliche Freude ergötzt immer vornehmlich durch das, worin sie der Natur am nächsten bleibt.

Das zarte Leben der Freude verträgt auch

das künstliche Aufschmücken nicht. Sie vergeht dem unter den Händen, der etwas zu ihr hinzuthun oder an ihr zurechtsetzen möchte. Uebrigens kann eine Freude, unbeschadet ihrer Einfachheit, sehr verschiedenartige Bestandtheile in sich aufnehmen, wenn nur alles sich ungesucht zusammenfindet.

Die einfache ist meist auch stille Freude, und diese vertrauliches Beysammenseyn mit sich selbst und mit einverstandenen Menschen in seliger Lust. Sie meidet das Geräusch, in dem sie sich fremd dünkt — die große Gesellschaft, wo die Last des Zwanges, die Qual der Leerheit und der Despotismus des Vorurtheils sie verscheuchen. Dagegen verweilt sie gerne im kleinen Kreise derer, die sich kennen und lieben, die sich einander zeigen dürfen wie sie sind, und sich von keiner spähenden Vorsicht, von keiner ängstlichen Zurückhaltung, von keiner Scheu, anzustoßen oder Blößen zu geben eingeengt fühlen. Hier lebt sie im ungetheilten Genusse des Augenblickes, im freyen Ergusse des Herzens, im gemüthlichen Treiben, in heitern Spielen der Phantasie und in den unver-

fälschten Eindrücken von dem, was jeder zum gemeinschaftlichen Vergnügen beiträgt. Das Verborgene, Heimische, von fremdartigen Beymischungen Abgeschiedene, die Gemüther innig Verknüpfende erhöht ihre Lust, und die ihr beywohnende Besonnenheit sichert ihre Dauer, und macht, daß sie ganz empfunden wird.

Die laute Weltfreude, wie man sie gewöhnlich antrifft, ist weit häufiger Sinnenrausch, als wirkliche Freude.

Nicht selten vermag sie sich allein dadurch Geltung zu verschaffen, daß sie die Leidenschaft aufregt, uns aus uns selbst heraustreibt, und die Eintracht der Gemüthskräfte stört; dann rauscht sie, ohne uns wohlzuthun, schnell vorüber, erreicht in der Betäubung ihr Ziel, und läßt Mißbehagen, Unfrieden, nicht selten schmerzliche Reue und eine Gemüthszersplitterung zurück, die man als eins der traurigsten moralischen Verderbnisse ansehen muß. Sie bestürmt das Herz, das die Stille anzieht und sanft bewegt. Was zur Freude so wesentlich gehört, das Herzliche, Offne, Freygelaßne fehlt ihr immer, und wie könnte dies in den großen Zirkeln, wo die Freude, wie alles, Sitte ist, oder

unter den geräuschvollen Bewegungen, wo man kaum zu sich selbst kommt, oder unter diesen Beschränkungen des Zeremoniells und der Privatabsicht, wo man sich keinen Augenblik darf gehen lassen, angetroffen werden!

Oft ist auch das, was hier für Freude verkauft wird, bloßer Zeitvertreib und zwar von der kläglichsten Art — oft Wahn der Ueberredung, hier müsse die Freude doch wohl zu finden seyn, weil alles auf sie eingerichtet ist, oder ihre Manieren hat.

Um an der lauten Weltfreude etwas zu besitzen, muß man sich in den meisten Fällen erst auf seine Hand etwas daraus bilden, und die genießen wohl die große Gesellschaft am Besten, die darin bloß Zuschauer sind, sich an ihrem bunten Gewühl belustigen, was ihnen darin zugesagt mit hin nehmen, für die Bereicherung ihrer Menschenkenntniß beobachten, und sich aneignen so viel sie vermögen, ohne sich in ihre Wirbel hineinziehen zu lassen, und sich ihrem Geiste hinzugeben.

Die Freude zeigt sich, nach der Verschiedenheit der Naturen, die sie empfinden, und

den Ursachen, die sie hervorbringen, in zwiefacher Ausgestaltung: als innige und als lebhafte Freude.

Sanfte, weiche in sich gekehrte Gemüther sind mehr für die innige — starke, rüstige aus sich hinaus strebende mehr für die lebhafte Freude.

Die innige Freude nimmt vom Herzen Besitz, vertheilt sich an alle Bewegungen desselben, und wird hier stilles, seliges Bewußtseyn in Betrachtungen und Gefühlen. Die lebhafte dringt schnell aus dem Herzen hervor, sie äußert sich, ehe sie sich gefaßt hat, und will eben, indem sie sich äußert, sich ihrer bewußt werden. Sie scheint nur in so fern vorhanden zu seyn, als sie sich offenbaren kann.

Jene ist mehr Gefühl, diese mehr Affect.

Die innige Freude wird mehr von geistigen, die lebhafte mehr von sinnlichen Ursachen geweckt. Indeß muß was als Freude im Gemüthe aufgeht, sich der eigenthümlichen Beschaffenheit desselben einfügen, und auch das Sinnliche kann in weichen Seelen nur innig — das Geistige in rüstigen nur lebhaft empfunden werden, und was sich der herrschenden Stim-

mung nicht anzuschmiegen vermag, das findet auch kein Interesse.

Daher in sanften weiblichen Gemüthern die Abneigung gegen rauschende, die Vorliebe für stille Freuden, welche die Phantasie gern in die Regionen des Unsichtbaren trägt, der Hang zur Schwärmerey in der Freude — daher in der starken männlichen Brust der Widerwille gegen das Sentimentale, gegen alles, was zum Herzen will, die Disposition für das Laute, das den Trieb anregt, sich der Thätigkeit bemächtigt, und lebensvollen Zusammenhang mit der Welt fühlen läßt.

Die innige Freude ist in seiner Erweiterung b e s ä n f t i g t e s — die lebhafte in seiner Erweiterung e r h ö h t e s Leben; diese geht in F r ö h l i c h k e i t — jene in W o n n e, und endlich in E n t z ü c k e n über, und da wird vorzüglich klar, wie doch das echte Wesen der Freude, ihr Menschlich-Schönes, mehr der innigen als der lebhaften angehört.

Die Fröhlichkeit sinkt immer tiefer in das Körperliche hinab, die Wonne und das Entzücken steigen immer höher in das Geistige hinauf, bis zur Ablösung des Gemüthes vom Ir-

dischen, bis zur Lebensverklärung in der Gemeinschaft mit dem Idealen. Die Fröhlichkeit kann gemein werden, Wonne und Entzücken offenbaren uns immer das Edelste der Menschennatur, in der Wonne und im Entzücken scheint sich die Seele den Einflüssen einer ewigen Lichtwelt zu öffnen.

Was uns reine Freude gewähren soll, muß in jeder Hinsicht ohne Tadel seyn, und keiner Forderung der gesunden Natur widersprechen. Wo ein edles Gefühl verletzt, die Eintracht des Gemüthes zerstört wird, da kann die Freude nicht anders denn getrübt erscheinen, sollte sich auch der innere Zwiespalt nur in leisen und dunkeln Regungen ankündigen. Um sich recht und ganz zu freuen, ist nöthig, daß man die volle Zustimmung eines deutlichen Selbstbewußtseyns besitze. Wenn die Vergegenwärtigung der sämmtlichen Interessen unsers Lebens nichts mehr feindlich in uns aufstört, dann zieht die Freude triumphirend in das Herz ein, und durchdringt es mit ihren Wonnegefühlen.

Darum ist es nicht möglich, über etwas

ungetrübte Freude zu empfinden, das den moralischen Sinn beleidigt, die menschliche Würde herabsetzt, und auf Kosten der humanen Neigungen den selbstsüchtigen schmeichelt; denn nie lassen sich die Ansprüche des Edlern in unsrer Brust ganz unterdrücken. Das Unsittliche, das Erniedrigende, das Eigennützige kann nie in uns reine Freude werden.

Immer ist die Freude, die rein unser Herz erfüllt, eine unsträfliche, mit dem Ganzen unsrer Bedürfnisse und Triebe einverstandene; deßwegen vermag sie auch in unserm Innern eine vollständige Versöhnung zu stiften, und sich über all unser Denken, Fühlen und Wollen zu ergießen. Darin eben bewährt sich die Reinheit der Freude, daß nichts in uns ist, was nicht von ihr ergriffen und beseelt wäre, daß sie als ungetheiltes freudiges Leben in uns wohnt.

Die Freude ist um so reiner: je genauer sie sich den höhern Anlagen unsers Wesens anschließt, je mehr diese zur Erzeugung derselben beytragen, je mehr sie aus dem Innersten unsers Wesens hervorgeht, und wir in ihr Ueber-

einstimmung mit uns selbst fühlen, je sittlich-frömmer und uneigennütziger sie ist.

Die reinste Freude ist auch die edelste: das Bewußtseyn der Uebereinstimmung mit uns selbst in anspruchloser moralischer Trefflichkeit und der glücklichen Verhältnisse, worin man dadurch zu dem höchsten Wesen und zu allen Angelegenheiten seines Lebens gekommen ist.

Indem sie sich dem Besten am liebsten zugesellt, erscheint die Freude als die herrlichste Blüthe des menschlichen Seelenadels.

Nicht durch jede Vermischung mit dem Schmerze wird die Reinheit der Freude getrübt. Der Körperschmerz, der heftige Seelenschmerz, der noch nicht durch Ergebung gemildert worden ist, der Schmerz, der aus Leidenschaften entspringt, oder mit ihnen gepaart ist, und die Schmerzen im Gewissen sind freylich der Freude entgegen, und werden nie friedlich mit ihr zusammen gehen, sie werden sie beschränken oder gar überwältigen. Aber es gibt sanfte und schöne Schmerzen, wie denn in schönen Seelen jeder innerliche Schmerz bald ein sanfter und schöner wird; und diese nimmt die

Freude gern zu sich. Die innig'e Freude zumal pflegt selten ohne einen Anhauch des Schmerzes zu seyn. Es ist der Schmerz der Sehnsucht und der Erinnerung, wehmüthige Trauer über die Unvollkommenheit alles Irdischen, über das flüchtige Leben der Freude und des Herzens, das sie fühlt, was sich mit ihr vermischt; und in diesem Schmerze bewegt sie sich mit Wohlgefallen, sie möchte sich nicht von ihm trennen, weil sie dann von sich selbst etwas einbüßen müßte. Er scheint zu ihr zu gehören und ihrer Erscheinung unnachahmliche Reitze zu ertheilen.

Die Freude, welche nichts vom Schmerze in sich hat, muß ihm desto eher Platz machen. Von dem, in leisen Ahnungen ihr beygesellten Schmerze empfängt die Freude die Mäßigung, daß man sie lange ertragen kann — wird sie gehalten, daß sie nicht überströme und sich selbst schnell erschöpfe.

Manche Freude würde gar nicht seyn ohne den ihr einwohnenden Schmerz, und manche andre würde ohne ihn dem Herzen nicht so wohl thun.

Wenn die Freude im Schmerze sich spie-

gelt, dann zeigt sie sich uns in der Gestalt, in der wir uns am innigsten glauben mit ihr vereinigen, und sie ewig besitzen zu können, weil wir in ihr unser eignes Wesen wieder erkennen.

Indeß auch dann ist nöthig, daß sie uns an den Schmerz zuweilen ganz abtrete. Eine immerwährende Freude, obgleich sie an sich wohl gedenkbar bleibt, und unter den Idealen, die wir unwillkührlich bilden, eine der ersten Stellen einnimmt, vermögen wir in unserm gegenwärtigen Zustande nicht zu fassen. Das erhöhte Lebensgefühl ermattet, und bedarf der Erfrischung durch den Schmerz; es würde eine unerträgliche Leerheit zurück lassen, wenn nicht die Erregungen, welche der Schmerz verursacht, dies verhütheten. Gewöhnung würde uns überdies gegen die Freude gleichgültig machen, wenn nicht das mit ihr wechselnde Gefühl des Schmerzes, den Sinn für ihre Reitze schärfte. Es ist als ob uns etwas ganz Neues gegeben wäre, so oft sie nach dem Schmerze wiederkehrt. Auch die Empfänglichkeit für Freude, welche in den sittlichen Eigenschaften des Gemüthes ihren Grund hat, muß durch den Schmerz erhalten werden. Die nie unter-

brochene Freude könnte nicht anders, denn eine Weichlichkeit und Erschlaffung hervorbringen, in welcher zuletzt alles Vielseitige, Kräftige und Strebsame des Charakters unterginge, und alle Tugenden, welche Stärke der Seele voraus setzen, und zum frohen Lebensgenusse so viel beytragen, verschwänden.

Die Freude ist kürzer als der Schmerz; darum kann sie weniger als dieser im Gemüthe arbeiten, und im Gesichte bleibende Züge zurück lassen. Auch strebt sie mehr aufwärts und geht weniger tief in das Innere als der Schmerz, und nur das, was recht tief in das Innere gedrungen ist, und uns da vielfach beschäftigt hat, vermag sich bleibend an uns darzustellen.

Wenn der Ausdruck des Schmerzes dem Mondesschimmer gleicht, so ist der Ausdruck der Freude Sonnenblick; wenn jener etwas Rührendes hat, so hat dieser etwas Belebendes, wenn jener das Herz bewegt, so erweitert dieser das Herz.

Den Ausdruck des Schmerzes finden wir vielleicht interessanter; weil der Schmerz zahlreichere Modifikationen der Empfindungen bildet,

mannichfaltigere Stimmungen in sich aufnimmt, und daher nicht allein in jedem Gemüthe und auf jedem Gesichte, sondern auch in jedem Momente anders erscheint; weil er jedes Mal etwas Eigenthümliches hat, worin eine neue Eigenthümlichkeit des innern Lebens ans Licht tritt, wie das auch aus der Natur der Sache folgt, da der Schmerz dem Getrennten, die Freude dem Geeinigten angehört.

Am reichsten und interessantesten zeigt sich die Freude in ihrem Ausdruck, wo sie sich mit dem Schmerze vermischt, und in den Vergeistigungen der Wonne und des Entzückens, wo die Gedanken, die sie erzeugen und die sich aus ihr entwickeln, und die individuellen Empfindungen, die sich mit diesen verknüpfen, sich mit dem Gefühle in das Gleichgewicht setzen, und sich in einem lebensvollen Spiele offenbaren.

In dem Einflusse auf die geistige und sittliche Bildung steht die Freude dem Schmerze um nichts nach. Wie der Schmerz, so muß auch die Freude vieles an uns entwickeln, was bisher in seinem Keime verschlossen war, um

so mehr, da sie unser ganzes Wesen in eine rege und glückliche Thätigkeit setzt, wobey es unvermeidlich ist, daß neue Empfindungen erwachen, neue Kräfte sich äußern, neue Ansichten des Lebens sich darbiethen, unbekannte Gegenden in der unermeßlichen Welt des Innern sich aufhellen, für vieles der Sinn sich öffnet, was uns bisher nichts war, für vieles sich die Anlage entfaltet, worin wir bisher nichts vermochten.

An Kindern bemerkt man vorzüglich, wie das Wesen des Menschen in der Freude sich auseinander legt und wieder verknüpft, wie durch sie der Mensch erzogen wird. Jede Freude, die in ihrem Herzen aufblüht, ist ein besondres Moment in der Geschichte ihrer geistigen Entwickelung.

Aber auch bey Erwachsenen wird das echt Menschliche durch die Freude weiter gebildet, und nichts kann vielleicht in dem Maße für reinen Gewinn geachtet werden, als was eine schöne Freude hervorlockt und reift.

Der helle Blick, das zarte und weiche, wie das kräftige Gefühl, das lautre Wollen,

das edle, muthige und feste Streben werden mächtig in der Freude gefördert.

Die echte Freude hat immer etwas Idealisches, erhebt über das Gemeine und Schlechte, und erhält uns mit dem Besten in Gemeinschaft.

Die Harmonie der Freude vertilgt die Einseitigkeiten des Charakters, und glättet das Rauhe ab, besänftigt die Leidenschaft, und bereitet der Tugend den Weg zum Herzen.

Das freudige Herz weiß von keinem selbstsüchtigen Streben, darum auch von keinem Argwohn, von keinem Hasse, von keiner Arglist und Verstellung. Die reine Menschennatur ist hier wieder in ihre Rechte getreten, deßwegen findet man bey ihm freundliches Hinneigen zu Menschen, herzliches Anschließen an Menschen, Zutrauen, Offenheit und Wahrheit, Vergessen der Beleidigung, Streben jedes trennende Mißverständniß aufzulösen, Nichtachtung der Verhältnisse, welche die Menschen gegen einander erkälten.

In der Freude ist man ganz Mensch, begehrt man nur Mensch zu seyn und vollbringt willig das Gute. Der Zwang der Pflicht hat

aufgehört, man übt was sie vorschreibt, weil man darin das Anständige, Rechte, Schöne, was dem Geiste der Freude am meisten zusagt, worin sich die Freude am liebsten äußert, erkennt.

Selbst diejenige Freude, die in ihrem Ursprunge noch nicht von allem Eigennutze frey war, arbeitet sich immer mehr von diesem los, wenn sie anders dem Charakter der Freude getreu bleibt, und führt unvermerkt zu jener höhern Uneigennützigkeit, die das Wesen der Tugend ausmacht.

Schmerz und Freude müssen, jedes in seiner Sphäre, zusammenwirken, damit das sittliche Leben sich vollende.

Sinnliche Lust kann jeder empfinden, sobald das, was sie erzeugt, mit ihm in die gehörige Beziehung kommt. Aber die Freude setzt außer dem Stoffe noch eine besondre Empfänglichkeit voraus; und wo diese vorhanden ist, da wird es an jenem nicht fehlen, denn sie enthält selbst schon Schätze der köstlichsten Freude. Darum ist die Freude nicht jedermanns Sache.

In einem unentweihten Herzen will die Freude wohnen, die düstern Umwölkungen des Lasters verdunkeln das reine Licht, welches ihr Lebenselement ist. Das Gefühl der Nichtswürdigkeit kann sich nur in thierischen Genüssen berauschen, läßt aber die seligen Gefühle der Freude nicht aufkommen. Der durch innere Unordnungen verstimmten Seele wird alles, was in sie eindringt, Mißklang, während sich die Freude in harmonischen Tönen bewegt. Die Anklage des Gewissens, wenn sie gleich noch so leise sich äußerte, beunruhigt das Gemüth zu sehr, als daß es die stille Freude bey sich zu beherbergen vermöchte. Selbst die Betäubung des verletzten Gewissens verstattet kein echtes Freudengefühl, weil sie die heitre Besinnung raubt, die dazu erfordert wird.

Der Unschuld ist die Freude verwandt in Wahrheit und Einfalt, darum weilt sie auch gerne bey ihr. Die Unschuld hat den hellen Blick, der die Freude an allem sieht, das ungetrübte Auge, durch welches ihr Licht in die Seele fällt.

Auch heftige Leidenschaften vertragen sich nicht mit der Freude. Sie stören das Innere

feindselig auf, die Freude aber will Frieden; sie ziehen die Kräfte desselben in ihr Interesse zusammen, und halten es fest daran geknüpft, die Freude aber will Freyheit; sie haben beständige Aengsten und Sorgen in ihrem Gefolge, die Freude aber will ein unbefangenes Herz; sie verschließen das Gemüth für alles, was außer ihrem Kreise liegt, die Freude aber will, daß es jedem Eindrucke offen stehe.

Daß die Freude da keine Stätte finde, wo Unmuth, Verzagtheit und Trübsinn Platz genommen haben, leuchtet von selbst ein. In solcher Verstimmung mag man sich nicht freuen, man bemerkt das Erfreuliche nicht oder wendet sich davon weg, man späht nach dem Unangenehmen, und sucht sich alles auszuraisonniren und wegzutadeln, dessen das Herz froh werden könnte.

Da die Freude geistiger Art ist: so verlangt sie von dem, der sie zu besitzen wünscht, regen geistigen Sinn. Wo dieser fehlt, schlägt alles in gemeine sinnliche Lust aus. Je mehr wir aber fähig sind, im Geistigen zu leben, vom Geistigen tiefe Eindrücke zu empfangen, auch das Sinnliche geistig aufzufassen und gei-

stig zu verarbeiten; je leichter die Spiele der Phantasie die Erscheinungen der Welt und unsers Innere umschweben; je besser es uns gelingt, alles in idealische Beziehungen zu bringen: desto größer ist unsre Empfänglichkeit für Freude.

Nicht weniger kommt es hier auf einen vorurtheilsfreyen Verstand, auf klare und richtige Lebensansichten an. Wer alles nach der Meinung der Welt ermißt, der wird sich nur über wenig freuen, er wird die Freude da suchen, wo sie nicht zu finden ist, und ihr da vorüber gehen, wo sie ihn freundlich einladet, er wird von allem, was er an die Freude wendet, nichts als Mühe und Noth haben. Darum ist das Leben der meisten so arm an Freude, weil ihnen so vieles anders erscheint, als es ist, und so vieles verborgen bleibt, was sie erfreuen könnte und sollte.

Es gibt einen zarten Sinn für die Freude, der, nächst einem reinen Herzen, in dem verfeinerten Gefühle für das Wahre, Schöne und Gute besteht. Dazu gehört, daß man Kleinigkeiten nicht verschmähe, an dem scheinbar Unbedeutenden das Interessante, Ge-

müthliche zu entdecken wisse, daß man auf jede liebliche Erscheinung des Lebens aufmerksam sey, und sein Inneres in fester Verbündung mit dem Edeln erhalte, mittelst welcher dieses uns immer zum Erfreulichen wird, und uns nicht leicht etwas verloren geht, was sonst noch erfreulich seyn könnte.

Nichts ist indeß für die Freude wichtiger als die Liebe. Wenn die Freude die Liebe erhöht, so muß diese ihr das Herz weihen. Freude und Liebe sind von Einem Geiste beseelt.

Liebe ist selbst eine der reinsten und höchsten Freuden, und jedes andre, was sich zu ihr gesellt, muß durch sie zur Freude werden.

Liebe allein vermag die Freude zu fesseln, und wenn nicht eine bleibende Freude, doch wenigstens eine bleibende freudige Stimmung zu erzeugen, wo dann nur die Veranlassung eintreten darf, um diese zur wirklichen Freude zu erheben.

Wenn der Schmerz sich in Freude verwandelt: so ist es die Gewalt der Liebe, was ihn dahin umgestaltet.

Je inniger wir lieben, desto reicher muß unser Leben an Freude seyn. Das Land der Liebe ist ihre Heimath, und in dem Ideale der Freude sind die vornehmsten Züge von der Liebe entlehnt.

III.

Fragment aus Euphranors Papieren über die Freude.

Seinen Ernst zu mildern, und uns mit seinen Mühen und Lasten zu versöhnen, ward dem Leben die Freude verliehen. Das gequälte, müde, alternde Herz wird wieder frey, frisch und jung, wenn die Freude es besucht, und so oft sie bey uns einkehrt läßt sie Muth zum Dulden, Lust zum Wirken und heiteren Aufblick zum Himmel, frohe Aussicht in die Zukunft zurück. Gewiß ist das Leben schön, das die Freude zuweilen mit ihren Blüthen bekränzt — und wohl werth, daß man sich seine Beschwerden und Leiden gefallen lasse.

Nicht immer ist mir das Schicksal freundlich — oft ist es mir hart, sehr hart gewesen; aber ich habe die Freude gekannt, sie hat mich geliebt, sie ist oft weite Strecken mit mir Hand in Hand gegangen, süße Erinnerungen leben von ihr in meinem Herzen, noch sendet sie mir oft freundliche Blicke zu; darum segne ich mein Daseyn, darum preise ich das gütige Wesen, welches mir dasselbe verlieh, und mit seinen Gütern schmückte, darum erwarte ich getrost, was es über die Tage, die mir noch bevorstehen, verhängen wird.

O, ich weiß es, ich werde nie im eigentlichen Sinne elend seyn, es wird mir nie an Erquickungen fehlen; was ich beseßen und genossen habe, was ich jetzt noch besitze und genieße, ist mir Unterpfand von etwas viel Bessern, viel Höherm, was ich künftig besitzen und genießen werde.

Wohl hat die Freude auf Erden nicht ihre Heimath; sie stammt aus reinern Gegenden, und wandelt unter uns eine fremde Erscheinung, und weiset auch uns dorthin, woher sie gekommen ist. Das bezeuget ihr klares, ruhiges,

himmlisches Wesen, das immer über dem Irdischen schwebt, und nur das Reinste, Geistigste davon in sich aufnimmt.

Gleichwohl vermag sie sich mit dem Leben so sehr zu befreunden, und sich mit dem Herzen in so innige Vertraulichkeit zu setzen, daß wir fühlen wir seyen für sie geboren, und sie werde noch einmal ganz unser Eigenthum werden. Ihr Bild lebt unaufhörlich in der Seele des Guten, und gesellt sich zu allem Edeln, was da lebendig wird. Wir können den Glauben an die Freude so wenig als den Glauben an Gott und die Tugend fahren lassen. Jeder Schmerz hat die Verheißung der Freude im Munde; selbst der Unglückliche, dem sie selten ihre Gunst zuwendete, hofft sie werde ihm noch Wort halten.

Wie war mir, wenn unter dunkeln Prüfungen zuweilen ein Sonnenblick der Freude in meinen verfinsterten Geist fiel, wenn eine gelungene Arbeit, ein vertrauliches Gespräch, ein heiteres Spiel im kleinen Zirkel wohlbekannter Menschen, ein häusliches Fest, eine angenehme Begebenheit mich erheiterte, und mich alles ver-

gessen ließ, wenn, nach langen und schweren Leiden, das Mißliche eine glückliche Wendung nahm, ein unschuldiger Wunsch erfüllt wurde, das Herz für Familienfreuden, für die Liebe der Meinigen sich öffnete, die trübe Zukunft sich plötzlich aufklärte!

Der Rausch der Sinne verfliegt und läßt, zum mindesten, Abspannung und Mattigkeit — die Freude verweilt länger bey uns, und läßt nur wohlthuende Eindrücke zurück; auch in der Erinnerung ergötzt sie uns noch, wir sind uns bewußt, daß wir, während sie uns erfüllte, mit uns selbst eins, und im edelsten Sinne menschlich waren.

Das Leben ist gewiß nicht arm an Freuden; zahlreiche Ereignisse und Besitzthümer sind bestimmt, uns Freude zu geben. Der Ueberfluß von prachtvollen, erhabenen, wohlgefälligen, zarten, freundlichen Bildungen, womit die Welt uns umringt, die beglückenden Verbindungen mit Menschen, in denen sich unser Herz erweitert und erweicht, die Schätze, die sich aus unserm Innern herauf holen lassen:

welche Freudenreichthümer für den, der die rechte Stimmung und Empfänglichkeit mitbringt!

Wenn gleichwohl tausende die Welt verlassen, ohne die Freude gekannt zu haben: so ist das ihre eigne Schuld. Auf vieles, was ihnen Freude gewähren konnte, haben sie gar nicht geachtet, bey vielem sind sie im Unmuthe vorüber gegangen, bey dem übrigen haben sie sich der gemeinen Lust hingegeben, und sich mit dem sinnlichen Genusse so angefüllt, daß die Freude darneben nicht aufzukommen vermochte.

Vor der irdischen Begierde flieht die himmlische Freude; jene verwüstet schwelgend die die schöne Blüthe, aus welcher diese den zartesten Duft saugt. Nur was mit Geist und Gemüth aufgefaßt wird, und sich leise an die feinern Empfindungen der Menschlichkeit schmiegt, kann sich zur Freude entfalten.

Es ist ein kläglicher Wahn, wornach die meisten sich einbilden: etwas Besonders müsse sich zutragen, damit man im Stande sey, sich zu freuen. Wer die Freude allein von dem erwartet, was zu seinem Wohlseyn von außen

her veranstaltet wird, dem wird sie nicht oft begegnen. In dem was ist und immer und überall ist, was wir selbst sind, was wir haben und was wir äußern, fließen die zahlreichsten und lautersten Quellen der Freude.

Manches frohe Ereigniß hat meine Tage verschönert; aber die meisten und besten Freuden verdanke ich doch meinem ungetrübten menschlichen Daseyn mit seinen gewöhnlichen Umgebungen, Berührungen und innern Bewegungen, wenn die Welt um mich her und die Welt in mir in ein reiches und harmonisches Leben sich einigten, und zahllose Eindrücke sich auflösten in heiligen Frieden der Seele.

Die Freude, welche aus ungewöhnlichen Vorfällen entspringt, ist lebhaft und stürmisch, man kann sich kaum auf sie besinnen, wann man sie noch in ihrer Frische besitzt, und wann die Besinnung wiederkehrt, ist schon ein Theil ihres Glanzes erloschen, und das Herz ist müde geworden.

Die Freude am Gewöhnlichen ist stiller, darum wird sie inniger, und mehr in ihren feinen Bestandtheilen empfunden; man ist sich ihrer ganz bewußt, und das ganze Herz er-

quickt sich an ihrem warmen Frühlingssonnenscheine.

Kein glücklicheres Talent, als das, sich über Kleinigkeiten zu freuen. Die Freude an dem Geringgehaltenen, scheinbar Unbedeutenden ist immer die süßeste. Mit dem Anspruchslosen befreundet sich unser Herz, wie es sich mit dem Ausgezeichneten nie befreunden kann. An das Kleine knüpfen sich die stillen Interessen, aus welchen in kindlichen Gemüthern sich die Freude bildet; das Kleine schmiegt sich um alle die Empfindungen, welche die Freude aufzunehmen fähig sind. Ist nicht unser Leben aus Kleinigkeiten zusammengefügt, und das Große, was in ihm hervortritt, Resultat des Kleinen? Hängt es nicht meist von dem Standpunkte, auf dem wir uns gerade befinden, ab, ob uns etwas groß oder klein erscheinen werde? Trägt nicht oft das äußerlich Kleine eine große Bedeutung in sich? wird es nicht oft dem Herzen wichtiger als das Große? und kann sich irgend etwas bey uns dauerhaft geltend machen anders, als durch das Herz —

und mehr, als durch den Einfluß, den es auf die stille Einigkeit des Herzens hat?

Nicht so sehr auf das, was in den Dingen liegt, als auf das, was wir darin finden, und zum Theil in sie hineinlegen, kommt es bey der Freude an. Die Verächter des Kleinen verstehen nicht die Kunst, etwas darin zu finden, und noch weniger die, etwas hineinzulegen. Sie müssen viele Freuden in Eine zusammenfassen, damit sie etwas daran haben, und diese Eine gewährt ihnen bey weitem nicht, was jede einzeln ihnen gewähren würde, weil ihnen das Feinere verloren geht, und nur das von ihnen empfunden wird, was die Sinne stark erregt. Das ist die verschlingende Genußsucht, woran das Zeitalter sich zu Grunde richtet.

So reich ist das Leben nicht, daß es den immer befriedigen könnte, der alles massenweise an sich reißt. Sein Reichthum besteht in seinen Einzelnheiten, und wer es darin nicht zu fassen vermag, der wird bald seine Güter verpraßt haben.

Sehet das Kleine, das Alltägliche, Gemeingeachtete nur erst recht an, machet Euch bekannt damit, erspähet die Euch jetzt verbor-

genen vielfachen Beziehungen auf Euer Herz, lasset die Gefühle erwachen, die es anregt, öffnet Euch einmal seinem Eindringen in Sinne, Phantasie, Vernunft und Gemüth, und ihr werdet gewahr werden, wie viel Freude darin ist.

Selbst das Gleichgültige kann uns zur beständigen Freude werden, wenn man damit lebt, wenn man Zwecke darein setzt, dafür thätig wird, Erwartungen darin begründet, so daß zwischen uns in ihm eine Geschichte beginnt, und in demselben und durch dasselbe uns Begünstigungen zu Theil werden können.

Hierauf vornehmlich beruht das Interesse der Liebhabereyen. Die Sache ist uns vielleicht gleichgültig, ihr Werden entzückt uns, das Gelingen unsers Bemühens, die oft bedrohte, dann wieder geschmeichelte und endlich erfüllte Hoffnung. Selbst die Freude an dem nun Vollendeten rührt weit mehr von der Erinnerung an das süße Hingehaltenseyn, an das allmähliche Heranrücken zum Ziele — und von dem Momente des Erreichens, als von dem Werthe des Besitzes her, daher wir dessen auch meist bald satt sind, und nach Neuem verlangen. Was

uns plötzlich überkommt, so wichtig es auch an sich seyn mag, gibt uns lange nicht den Genuß, welchen wir von dem haben, was wir langsam unter unserm Mitwirken entstehen sehen.

Unsre Kindheit ist das blühende Reich der Freude, weil wir uns da noch so innig an Kleinigkeiten hangen, für das Einfache und Natürliche so viel Sinn haben, keine Vorurtheile und keine Begierden uns davon abziehen — nach dem hin, was uns doch ewig fremd bleiben wird, was ewig nur mit falschen Schimmern ergötzt.

Die Freude ist kindlich, und ein kindlich Gemüth genießt sie am besten. Auch in Beziehung auf sie heißt es: werdet wie die Kinder, sonst kommt ihr nicht in das Himmelreich.

Der Kindheit gehört überhaupt die Freude an; sie ward ihr zur Gefährtin gegeben, daß sie dieselbe hinauf geleite in das ernste, oft mühvolle und düstre Leben; ihr sie unnöthig verkümmern ist Verrath an der Menschheit, Zerstörung des Keimes, aus welchem sich alles

Menschlich-Schöne entwickeln muß, Raub dessen, ohne welches das irdische Daseyn aufhört ein Gut zu seyn.

Der Kindheit begegnet sie auch auf allen Wegen, kündigt sie sich an in jedem Schlage des Herzens. Alles will dem jugendlichen Sinn zur Freude werden, in Freude will ihm das Leben leicht und luftig verflattern. Der heitre Himmel, die blühende Erde, die vielfach bewegte Menschenwelt und das unermeßliche Gebiet der Phantasie sind ihr erfüllt mit dem Geiste der Freude.

Wenn Kinder sich nicht freuen können: so lasset uns darüber diejenigen anklagen, die sie erzogen, oder sonst auf sie gewirkt, und entweder durch hartes Antasten ihr Gemüth zerdrückt, durch unfreundliche Begegnung ihre Seele verfinstert, oder das reine Leben der Natur in ihnen getödtet, und ein künstliches Treiben für Weltverhältnisse an seine Stelle gebracht, in ihnen geweckt und hervorgebildet haben, was die schöne Eintracht des jugendlichen Lebens vernichtet. Immer aber fehlt es solchen Kindern an dem, woran es keinem Kinde feh-

len sollte, an kindlichem Sinne und kindlicher Liebe.

Nichts, als Zerrüttung des Innern ist im Stande, der Kindheit die Freude zu nehmen, selbst das drückendste Mißgeschick und die langwierigsten Schmerzen vermögen es nicht, so lange das Innere gesund bleibt.

Gewiß sind die die Unglücklichsten unter allen, denen die Jugend freudenlos dahinging, die in der Zeit der Freude schon verlernten sich zu freuen, die da schon die schwarzen Stoffe des Unmuthes und des Hasses in sich aufsammelten. Umgeben von allen Reichthümern des Lebens werden sie arm und elend seyn, während die Erinnerung an die seligen Freuden der Jugend die dunkelsten Tage zu erheitern vermag.

In der Jugend erscheint dem Menschen die Freude in ihrer fröhlichsten Bewegung, in ihrem heitersten Glanze; sie spielt und tanzt und jubelt mit ihm; sie bekleidet ihn mit ihrem Festgewande, und bekränzt ihn mit allen ihren Blumen. Wie man sich in der Jugend freute, so kann man es nie wieder, aber die Bilder davon bleiben im Gemüthe, und steigen in bes-

sern Stunden herauf, als Vorgefühle einer neuen ewigen Jugend, und leuchten ihm in die Gruft hinab, hinter welcher ihr Morgenroth schon hervorbricht.

Indeß bleibt sie auch seinen männlichen Jahren noch hold, so weit er sich die kindliche Einfalt zu bewahren wußte; und wenn sie sich da nicht mehr in lieber Vertraulichkeit an ihn schmiegt, so begrüßt sie ihn, als ernste Freundin, als Lichtgestalt aus einer andern Welt, mit leisem, aber wohl bekanntem Geistergruße, deutend nach oben. Nicht selten zieht sie still segnend in sein Herz, und läßt ihn allen Schauer ihrer geheimnißvollen Wonne fühlen. Zuweilen auch umgaukelt sie ihn mit den Rosen der Jugend geschmückt, daß er wieder Kind wird.

Das höhere Alter nähert sich in so vielen Dingen der Kindheit wieder — warum sollte es das nicht auch in der Freude? Ich kenne, ich liebe sie noch; ich umfasse sie zwar nicht mehr mit der frischen Kraft der Jugend, aber ich sehe sie in jugendlicher Schönheit, sie besucht mich in jugendlicher Milde, und löset mir

die Fesseln des Lebens, daß ich mich jugendlich frey fühle.

Das Reinste und Beste, was das Leben von der Freude hat, würden wir entbehren müssen, wenn wir unsern Sinn für sie auf die Gegenwart beschränken wollten; die Vergangenheit und die Zukunft müssen wir um sie ansprechen. Die süßen Laute, die aus weiter Ferne zu uns herübertönen — wie lieblich dringen sie in das Herz! Sind doch auch schon den Freuden der Gegenwart dunkle Anklänge davon beygemischt.

Die Freude am Gegenwärtigen ist flüchtig, wie der Moment, der sie bringt, ehe wir sie ganz fassen, eben indem wir uns eintauchen möchten in ihre Flut, ist sie vorüber geströmt. Gewöhnlich hat sie etwas in sich, was uns hindert, sie ungestört zu genießen, und nicht selten verursacht der sinnliche Eindruck eine Lebhaftigkeit der Empfindung, die es uns unmöglich macht, uns dessen, was uns das Herz bewegt, deutlich bewußt zu werden. Die Empfindung gränzt zu nahe an den Affect, als daß sie nicht zuweilen in eine Berauschung

übergehen sollte, der man sich zwar gern hingibt, wobey man aber von dem reinen Gefühl der Freude ein Beträchtliches einbüßt.

Die Erinnerung führt die fröhlichen Gestalten langsamer daher, überläßt sie der ergötzlichen Beschauung so lange es uns gefällt, entfaltet jeden lieblichen Zug, und gestattet jedem Gefühle tief in das Herz zu dringen. Die Phantasie entfernt die störenden Beymischungen. Es ist heller und ruhiger in unserm Innern, wir verweilen bey allem, was uns anzieht mit stillem Wohlgefallen. Ein sanfteres Farbenspiel, ein idealischer Duft ist über alles verbreitet.

O, ihr heitern Bilder aus einem, an Erfahrungen nicht armen Leben, ihr unschuldigen, glücklichen Kinder der Wirklichkeit und der Phantasie, wie oft habt ihr meine Seele entzückt, wie oft meine einsamen Stunden mit euern Schimmerm erleuchtet, öde Umgebungen in ein Himmelreich umgeschaffen, in dem lebensmüden Herzen neuen Frieden geweckt, und mich alles vergessen gemacht, womit die Welt uns ärgert, erbittert, ängstigt, quält und einengt! Ist etwa darum der Flügelschlag der

Freude so schnell, daß in Euch uns das Beßere zurück bleibe? ist etwa das die Bedeutung der Freude für dieses Leben, daß sie, unfähig mit den gröbern Stoffen der Erde in ein dauerndes Bündniß zu treten, in Nachgefühlen geistiger genossen werde, und sich in den Seelen der Menschen ein ewiges Reich aufrichte, dem die Zukunft noch kräftigere Wahrheit gebe?

Die Freude der Erwartung zeigt sich zwar mehr beunruhigt durch das Verlangen und durch die Vorstellung des möglichen Getäuschtwerdens; doch ist auch sie klarer und reicher als die Freude der Gegenwart. Daher die Erfahrung, daß das lange gehoffte Gut, selten befriedigt; abgesehen von den Aufschmückungen der Phantasie, haben wir in der Erwartung besonnener, vielseitiger, länger, mehr mit Geist und Gemüth und allen Gefühlen genossen, als wir es bey der Erfüllung vermögen.

Sollen wir es aber unweise nennen, sich durch die Freude der Erwartung einen Theil des Genusses vorwegzunehmen? Wie viel der glücklichen Stunden erlangen wir dadurch mehr in unserm Leben, wogegen das, was jener Genuß einbüßt, nicht einmal in Anschlag kommen

kann! Und sind wir denn bloß für die Gegenwart geboren? ist uns nicht darum der Blick in die Zukunft gegönnt, damit wir aus derselben zu uns herüber holen, so viel wir können? Gibt es nicht der Stunden genug, die so leer sind, daß sie allein durch Vergangenheit und Zukunft einigen Gehalt gewinnen? Ist nicht bey allem Streben der Bildung Vorgefühl des Zukünftigen auch in seinen Freuden.

Selbst die süßen Träume von der Zukunft soll man uns nicht nehmen, wenn sie nicht mehr seyn wollen, als heitre Spiele zur Erholung, von denen man scheidet, sobald der Ernst uns wieder fordert, ohne den Schmerz und den Wunsch zurück zu behalten. Vieles ist Traum in unserm vernünftigsten Streben; und oft wird uns das Leben selbst zum Traume, der sich durch nichts als durch den stärkern Eindruck von andern Träumen unterscheidet. Uns soll alles willkommen seyn, was uns zu frischern Lebensansichten verhilft.

Für religiöse Gemüther gibt es noch eine Freude der Erwartung, welche unter allen die höchste, sicherste, bleibendste genannt werden muß: es ist die Freude darüber, daß die ganze

Zukunft ihnen gehört, daß sie ihrem reinsten Interesse, ihrer Bildung, ihrer ins Unendliche fortschreitenden Vollendung und Seligkeit geweiht ist; es ist das Vollgefühl ihres reichen Menschenwesens, ein Gefühl, das sie über allen Wechsel der Zeit erhebt, und sie nur in der Gemeinschaft mit dem unsichtbaren Herrlichsten sich ihrer bewußt seyn läßt.

Die Menschen haben ein Uebereinkommen getroffen, wornach dies und jenes für Freude gelten soll, und wer im Rufe der Welt zu seyn wünscht, es auch dafür erkennen muß. Schließt man sich davon aus: so versteht man sich nicht auf das Leben, hat keinen Geschmack, ist ein Thor, ein Sonderling, ein Grillenfänger. An den Zwang einer Regel will man die Freude fesseln, zur vornehmen Sitte sie stempeln, in eine Maxime sie verwandeln. In der Gesellschaft will man sich für sie abrichten lassen, vor dem Spiegel ihre Manieren einstudiren. Keine Freude, was sich nicht nach der Mode richtet, und sich nicht elegant zu nehmen weiß.

So wird das freygeborne Kind des Her-

zens eingefangen, zahm gemacht, in allerley Künsten und Gebehrden geübt, daß es zulezt selbst seine Natur nicht mehr kennt, und bleich, nervenschwach, empfindelnd, in der verdorbenen Stubenluft ein siches Daseyn, dem alle Lust des Lebens erstorben ist, fortschleppt.

Vergebens hoffet ihr von dieser wesenlosen Gestalt, von diesem schleichenden Schatten freudige Empfindungen zu empfangen. Gebet sie frey; lasset sie zurückkehren unter ihren heitern Himmel, unter ihre duftenden Blumen; lasset sie leben, wie es ihr gefällt; sprechet sie los von jedem einengenden Gebot, daß sie gesund und stark werde: und sie wird sich jubelnd an euer Herz schmiegen, und euch mit fortreißen in ihre fröhlichen Tumulte. Habet nur den Muth Euch zu freuen, wo es freudig in Euch aufwallt, Euch hinzugeben, wo die Freude Euch winkt, wie die Welt auch darüber den Kopf schüttle — und kalt zu bleiben, während alles außer sich ist, wenn ihr euch nicht im Herzen erwärmt fühlt.

Ja, aus dem Herzen muß kommen, was auf den Namen der Freude Anspruch macht,

im Herzen muß es wenigstens das annehmen, wodurch es Freude wird.

Die Freude ist um so reiner, je mehr sie den eigenthümlichen Zustand unsers Gemüthes bezeichnet. Man freut sich nicht eher recht, als bis man sich von allem Fremdartigen geschieden, und ganz dem überlassen fühlt, worin sich unverfälscht der Trieb des Lebens ausdrückt.

Was wir von andern zu uns herüberholen, kann uns sogar, wenn es sich in uns zur Fertigkeit bildet, und mit dem Eigenthümlichen unsrer Natur auf das innigste vermischt, nur unvollkommne Freude gewähren. Und wie vieles von dem, was unter den Menschen Freude heißt, steht mit unserm Eigenthümlichen so im Widerspruche, daß es sich ihm nie anzueignen vermag, daß es in uns Schmerz werden muß!

Wer nach fremder, herkömmlicher, üblicher Weise sich freuen will, wird nichts als Verlegenheit, Langeweile, Verdruß und Leerheit statt der Freude davon bringen, mit sich selbst und mit der Welt verfallen, und alle Empfänglichkeit für die Freude verlieren.

Die Freude ist mit der Wahrheit so innig

verschwistert, daß nichts sie sicherer vertreibt, als Schein und Selbsttäuschung. Wer zu scheinen sucht, verliert das Seyn, wenigstens den Genuß desselben, in welchem allein die Freude lebt; wer sich künstlich überredet er freue sich, weiß bald nicht mehr, was Freude ist, indem er sie mit dem Lügenbilde in seinem Innern verwechselt. Und fehlt es wohl an Menschen, in welchen selbst die Ahnung einer Freude, die mehr als Redensart oder Luxusartikel wäre, vertilgt ist! Würde man, was durch die meisten Freudenanstalten allein bezweckt wird, wohl für das erkennen, was es seyn soll, wenn man sich nicht über das Wort verstanden hätte?

Nicht eher, als bis uns die Wahrheit wieder kommt, bis wir lernen für uns etwas seyn, für uns etwas wollen, und verschmähen, was, ohne Werth in sich, bloß durch conventionelle Geltung sich behauptet, wird die Freude mit uns in Gemeinschaft treten.

Bey aller Macht der Selbsttäuschung würden indeß die Freudenrecepte und Freudenmoden längst ihren Kredit verloren haben, denn zu stark spricht hier die Stimme der Natur, wenn

jene Täuschung nicht durch etwas andres unterhalten würde, nämlich durch die Befriedigung einer Leidenschaft oder eines leidenschaftlichen Herzens, den die Gewohnheit erzeugte.

Muß man sich die Leerheit dessen, wovon die Freude erwartet wird, gestehen: so rechnet man sich den Rausch der Sinne, die Gluth der Begierde, den Kitzel der Eitelkeit, die glückliche Intrigue, das Luftschöpfen des Neides, die Unterhaltungen der Medisance für Freude an; darauf gehen denn auch diejenigen aus, die das Solidere suchen. Aber dieses alles ist so weit von der Freude entfernt, daß es sich nicht einmal damit vereinigen läßt, daß wir um so unfähiger werden, uns zu freuen, je mehr etwas davon über uns Gewalt hat. Auf der Befriedigung der Leidenschaft ruht der Fluch alles Einseitigen, unnatürlich Aufgetriebenen. Ihre Lust bleibt mit Mühseligkeit vermischt; der Schweiß der Arbeit und die dunkeln Falten der Sorge stehen ihr noch auf der Stirne, und bald sinkt sie in Erschlaffung herab, wenn nicht die Unruhe des nie gestillten Strebens sie weiter stachelt.

Es sind Stunden und Tage in meinem Leben gewesen, wo ich mich nicht freuen konnte, wo auch das Liebste nicht im Stande war, in mir Freude zu wecken. Ich habe aber immer gefunden, daß das an mir selbst lag: ich war nicht mit mir eins; ich war nicht ich selbst, etwas Fremdes hatte sich mir aufgedrungen; das rechte Verhältniß der Empfindungen und Gemüthskräfte war gestört; falsche Begriffe hatten meine Ansichten der Welt und des Lebens getrübt; ich wollte, wornach nie ein Wunsch in mir hätte aufkommen sollen; ich sah mich durch eigne Schuld in Dinge verwickelt, die von mir hätten fern bleiben müssen; ich hatte etwas aus mir verloren, es war etwas in mir verdunkelt, was einen wesentlichen Theil der gesunden Natur meines Geistes ausmachte. Wer kennt nicht auch die Versäumnisse und Pflichtverletzungen, die traurigen Entdeckungen über den eignen sittlichen Zustand, die momentanen Erkaltungen edler Gefühle, welche die Freude eine Zeit lang verscheuchen!

Nie hat mich die Freude geflohen, wenn in meinem Innern Wahrheit und gute Ordnung herrschte. Selbst im Schmerze erschien sie mir

— zwar ruhiger, stiller, weicher, an der Hand der Schwermuth und mit ihrem Gewande angethan, aber sie wandte sich doch nicht von mir.

Man freut sich gewiß um so leichter und um so mehr, je besser man ist. Nichts macht uns, außer einem reinen Bewußtseyn, so empfänglich für die Freude, als der Glaube an eine höchste Liebe, die uns allmächtig umfängt, das Gefühl dieser Liebe in allem, wodurch sie sich offenbart, die daraus entspringenden Triebe einer edeln Gesinnung, die Aufgelegtheit zu solchen Handlungen, welche Wohlseyn und Freude bezwecken. Wie in diesem allen schon die Freude lebt: so werden wir dadurch auch geschickter, in uns aufzunehmen, was uns sonst zu freudigem Empfinden zu stimmen vermag.

Woher die Erscheinung, daß die innige Freude sich in Thränen ergießt?

Es ist hauptsächlich das Gefühl eines stillen, seligen Vergehens, dem diese Thränen angehören. Die Freude schlichtet den Streit des Lebens; sie löset mit sanfter Hand die Fesseln,

die uns an seine Schmerzen, an seine Mühen und Sorgen ketten; wir sterben einem Theile unsers Wesens, dem alten Menschen, dem Menschen des Elendes ab, der nun einmal seit langer Zeit unser Bekannter, unser täglicher Gefährte ist. Eine nicht bittere, aber wehmüthige Vorempfindung des Todes ist der innigen Freude beygemischt.

Die innige Freude erweicht gleich dem Schmerze das Herz, und gibt uns größere Empfänglichkeit für rührende Eindrücke und Vorstellungen; daher die süße Schwärmerey, welche die innige Freude zu begleiten pflegt, die sanfte Farbe, welche die, hier so thätige, Phantasie über alle ihre Gestalten verbreitet.

Dazu kommt der Contrast der Freude gegen das Gewöhnliche unsers Lebens; wir begrüßen sie als eine fremde, flüchtige Erscheinung; wir erinnern uns, wenigstens dunkel, der Schmerzen, die ihr vorangiengen, und ein heimliches Gefühl mahnt uns an die Schuld, die das Schicksal künftig von uns einfordern wird. Wir getrauen uns nicht recht, uns der Freude hinzugeben; wir wissen, daß wir sie nur kurze Zeit besitzen, daß bald wieder die ge-

meine Noth des Lebens eintreten wird, und fürchten dafür zu büßen, daß wir mit ihr einen Umgang gepflogen, der uns untersagt zu seyn scheint. Hiermit verbindet sich oft stille Trauer über unser Erdenlos und Sehnsucht nach der Heimath, aus welcher die Freude uns Bothschaft bringt.

Dem Schönen und Guten lasset uns unsre Tage weihen, dann weihen wir sie der Freude. Lasset uns einfach und wahr seyn, wenig fordern, froh genießen, was der Gott der Freude uns bescheert, viel des geistigen Gutes in uns aufsammeln, woraus uns die Freude erwachse, viel einander in Liebe gewähren. Daß wir uns recht gefreut haben, zeuge einst für den Werth unsers Lebens.

IV.

Die Heiterkeit.

Wenn unsre Natur, in ihrer gegenwärtigen nothwendigen Beschränkung, keine beständige Freude tragen kann: so ist es an sich nicht unmöglich, eine beständige Heiterkeit schon auf Erden zu genießen; es sind nur äußere Umstände, deren Einfluß auf unsre Stimmung wir selbst bis zu einem gewissen Grade zu leiten und zu beherrschen, und denen wir in unserm Innern eine überlegene Macht entgegen zu setzen vermögen, was uns oft daran verhindert.

Die Freude thut uns eine Art von Gewalt an, indem sie uns aus dem Kreise, in dem wir uns eingewöhnt haben, herausführt,

daher wir bald das Verlangen fühlen, aus dem fremden Gebiethe dahin zurückzukehren; die Heiterkeit läßt uns in unserm menschlichen Wesen, wo uns wohl ist, in aller süßen Befreundung. In heitern Stunden müssen wir uns gestehen, daß uns immer so seyn könnte, und daß uns mehr oder weniger immer so seyn würde, wenn wir selbst so blieben, wie wir da sind. Denn die Freude rührt auch von etwas her, das vorübergeht, und nur zum Theile in unsrer Gewalt ist; die Heiterkeit wird mehr von bleibenden Ursachen, wenigstens von solchen, die wir zu bleibenden machen können, gewirkt. Wir können selten verhüthen, daß wir nach dem Genusse, auch der reinsten und geistigsten Freude eine gewisse Leere empfinden, die der Uebergang aus Einem Zustande in einen andern wesentlich verschiedenen, aus der vollen Freyheit in die lästige Gebundenheit, mit sich bringt; die Heiterkeit aber verdüstert sich meist allmählig, und läßt uns, wenn sie von uns gewichen ist, nichts weiter empfinden, als den gegenwärtigen Zustand, an den sie uns ganz abgetreten hat.

Der Freude gebührt der Vorzug der grö-

ßern Lebhaftigkeit und Herzenserweiterung, dagegen ist die Heiterkeit von größerer Dauer und hält das Mannichfaltige unsers Daseyns mehr zusammen in stiller Einigung. Man möchte die Freude mit dem hellen Glanze vergleichen, der das Auge bald blendet, die Heiterkeit mit dem milden Schimmer, der das Auge ergötzt, ohne es zu ermüden.

Wirklich drückt man die Natur der Heiterkeit am treffendsten aus, wenn man sie das Licht der Seele nennt; nicht bloß das Helle, sondern auch das Sanfte, das Belebende und Erquickende hat sie mit dem Lichte gemein. Wo aus der Klarheit Ruhe entspringt, dieser sich das Frohe zugesellt, und alles in einer reinern Klarheit aufgeht, da fühlt sich die Seele heiter gestimmt, in das Licht hineingezogen und vom Lichte durchschienen.

Das Licht erkennen wir als die bindende Einheit der körperlichen Naturen, als die Idee, welche die Erscheinungen in sich zusammen ordnet und zum Geistigen erhebt, und in welcher die Harmonie aller äußerlichen Verhältnisse of-

fenbar wird. Ihm gleicht das Bewußtseyn, in welchem ein reichgestaltetes Inneres, sey es der empfangenen Eindrücke, des Gedankens, des Gefühles, der Neigung oder des Strebens nach außen, sich zu einer leicht zu fassenden Einheit gefügt darstellt — und dieses nennen wir ein heitres.

So oft wir heiter sind, bemerken wir, daß es in unsrer Seele hell ist, daß wir in der Helle eine Uebereinstimmung empfinden, in welcher, als in ihrem Elemente, sich unsre Kräfte frey und mit Liebe bewegen. Diese Uebereinstimmung aber betrifft entweder unser eignes Wesen oder unsre menschlichen und unsre höhern Verhältnisse. Wir sind um so heitrer, in je höherm Grade und in je weiterm Umfange wir uns mit uns selbst, mit unsern Verhältnissen, und diese wieder mit den unvertilgbaren Bedürfnissen unsrer Natur in Harmonie finden.

Unstreitig ist die Heiterkeit immer etwas Geistiges; indeß entspringt sie oft aus der guten Verfassung unsers körperlichen Daseyns; wir sind uns derselben, zwar nur in einem

dunkeln Gefühle, bewußt, aber das Bewußtseyn haben wir wirklich, und das Gefühl offenbart uns Eintracht des Lebens, Thätigkeit in der Ruhe, Angeregtseyn zu Verrichtungen jeder Art, mithin auch ein solches Verhältniß zur äußern Welt, wie es unsrer Natur angemessen ist.

Ein einzelner Gedanke kann heiter und erheiternd seyn. Das ist er aber noch nicht durch seine Deutlichkeit allein, so wesentlich diese auch dazu gehört; er muß außerdem noch entweder in seinem Inhalte ein freundlich schönes, unsern Menschensinn wohlthuend ansprechendes Verhältniß darstellen, oder in seiner Form das Mannichfaltige, was er in sich schließt, leicht und kunstlos zu einem Ganzen verknüpfen, daß die Thätigkeit des Geistes, die sich an ihm äußert, in das Bewußtseyn eines einfach wohlgeordneten Verhältnisses aufgehe, daß er, in den Augenblicken, wo er uns beschäftigt, uns die glücklichste Uebereinstimmung mit uns selbst, wenn gleich vorübergehend wahrnehmen lasse, daß das unverrückbare gefällige Ebenmaß uns seine innere Vollendung

verkündige. S i m p l i c i t ä t und N a t u r- g e m ä ß h e i t charakterisiren den heitern Gedanken.

Unsre heitersten Gedanken sind auch unsre besten; sie sind unter dem Zusammenwürken aller Geisteskräfte gebildet, und das Gepräge der Wahrheit ist ihnen so unverkennbar aufgedrückt, daß sie jedem Unbefangenen ohne weitere Untersuchung einleuchten, aber auch in der strengsten Untersuchung bewähren sie sich.

Je gesunder und kräftiger der Geist, desto heitrer seine Gedanken.

Gesunde und kräftige Geister haben nicht bloß h e i t r e G e d a n k e n, sondern ihr D e n k e n s e l b s t i s t h e i t e r, sie erblicken alles in dem Lichte der einfachsten Verhältnisse, die sich einander wie von selbst über- und unterordnen, und was sie bezeichnen sollen, am genauesten und umfassendsten ausdrücken. Man folgt ihnen leicht und gern, nirgends fühlt man Zwang und Widerstreben. Anders die Vorstellungen an einander zu reihen, anders zu entwickeln, zu erklären, zu beweisen scheint unmöglich. Man ist befriedigt, ohne sagen zu können warum, man wird festgehalten, und

lebt in einem reinen Elemente, wenn gleich in der Sache selbst noch so viel Angreifendes und Störendes wäre.

Schriftsteller, welchen das heitre Denken eigen ist, werden nicht bloß unsre Lehrer, erleuchten auch die Seele und wirken überdies wohlthätig auf unser Gemüth, sie erforschen und stärken uns, sie bringen uns in eine Stimmung, wo wir zu allem aufgelegt sind, sie geben uns ein Vorbild der Einfalt, zu der wir unser Leben bilden sollen, ja sie stiften einen Frieden in unsrer Brust, der mächtiger als irgend etwas die Reinheit und den Adel der Seele fördert.

Die Gabe des heitern Denkens ward manchen von der Natur in reicherm Maße verliehen, und diesen kann es nicht schwer fallen, darin eine ausgezeichnete Trefflichkeit zu erlangen. Sie dürfen sich fast nur gegen Irrleitung durch andre und künstliche Selbstverwirrung verwahren, und wo etwa der Einfluß eines kranken Zeitgeistes sie angetastet hat, werden sie sich bald durch Selbstbesinnung wieder ins Gleichgewicht setzen. Keiner indeß ist von Natur dazu verdorben, gehört doch nicht mehr

dazu, als unbefangenes und ungetheiltes Sich-hingeben an die Gegenstände der Betrachtung und ein heller Blick, die Beziehungen heraus-zusehen, die sich von selbst schon vordrängen, worin freylich viele weniger begünstigt sind, und der Nachhülfe bedürfen.

Einseitige Vertiefung, das Grübeln in Kleinigkeiten ohne Umfassung des Ganzen, das Herausreißen und Zersplittern des Einzelnen ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, das Hervorheben zufälliger Bestimmungen, um sie mit Gepränge an die Stelle des Allgemeinen zu setzen, das Haschen nach flüchtigen Schimmern der Aehnlichkeit in dem wesentlich Verschiedenen, das künstliche Verstecken dessen, was das Vorherrschende seyn sollte, das Schleichen in dunkeln Nebengängen, um an dem vorbey zu kommen, was auf der offnen Straße liegt, und sich dessen zu ermächtigen, was der Richtung eines erleuchteten Geistes fremd ist, willkührliche Verbindung der Gedanken mit dem Scheine der Consequenz, das Schweifen um die Sache herum, wobey sie nur zuweilen berührt wird, das Streben nach paradoxer Eigenthümlichkeit: das sind die Verwirrungen, welche vom

heitern Denken ableiten, und worin viele, um neu und besonders zu scheinen, methodisch sich selbst verderben. Daraus entsteht eine Seelenverrenkung, vor deren Anblick jedes gesunde Gemüth sich zerrissen fühlt, und die, wie viel einzelne treffliche Ansichten sie auch gewähre, im Ganzen nur verdüstern kann.

Das heitre Denken bildet sich auch eine heitre Sprache an — eine Sprache klar in ihren Zeichen, treffend in ihrem Bilde, genau, und ohne der Phantasie weitern Spielraum zu lassen, das sagend, was sie sagen will, einfach, in natürlicher Ordnung, zum leichten Ueberblick und zur leichten Gliederung ihre Sätze fügend zu Perioden, daß der Styl ein reiner Spiegel des Gedankens sey, und dieselbe wohlgefällige Gestalt trage.

Wir fühlen uns heiter gestimmt, wenn wir uns in einer ruhigen, ordnungsvollen, ungehinderten Thätigkeit befinden. Eine solche Thätigkeit ist nicht möglich ohne Licht in der Seele, ohne vollkommne Sammlung und deutliche Besinnung, ohne friedevolles Zusammenwirken unsrer Kräfte, ohne

ein Bewußtseyn unsers frey und doch einträchtig bewegten menschlichen Wesens. Wir sind ganz wir selbst, wir besitzen und gebrauchen unser gesammtes Vermögen, wir füllen die Stelle aus, die wir einnehmen, wir befriedigen unser wichtigstes Bedürfniß, wir leisten, was wir sollen, und sehen zu Stande kommen, wofür wir da sind: das ist es, was aus unserm Auge und auf unserm Angesichte glänzt.

Die Heiterkeit aber flieht die mühselige Arbeit der Noth, das ungestüme, regellose Treiben, wie den feurigen Drang der Leidenschaft. Denn in dem allen ist das Gemüth entweder beengt und gedrückt, oder sich selbst gleichsam entrissen, oder einseitig angespannt.

Indeß dürfen wir darum doch die Anstrengung nicht für unverträglich mit der Heiterkeit erklären; Anfangs ist das allerdings, aber man kann das Schmerzliche durch Gewöhnung überwinden, man kann sich durch Uebung Leichtigkeit darin verschaffen, man kann sich durch Erhöhung der Kräfte mit ihr einiger Maßen befreunden. Freylich wird sich ihr immer mehr der Ernst als das Heitre zugesellen, und

sie häufiger noch erhebenden Genuß als ruhige Heiterkeit gewähren.

Gewiß würde mehr Heiterkeit im Leben seyn, wenn es mehr durch besonnenes, zusammenhangendes und ausdauerndes Wirken gebraucht würde.

Die Heiterkeit, welche aus dem Thätigseyn entspringt, ist vorzüglich geeignet, den Verstimmungen, welche in dem körperlichen Zustande ihren Grund haben, entgegen zu arbeiten.

Die Betrachtung des Schönen erheitert die Seele, weil in jeglichem Schönen uns das Bild eines reichen und geeinigten Lebens erscheint. Der Reichthum und die Einheit des Schönen, wie die Klarheit des Anschauens sie uns offenbart, werden Reichthum und Einheit des eignen Bewußtseyns, höhere Klarheit des eignen Zustandes, wenn wir uns in dasselbe hineinfühlen, und anders können wir nie davon Genuß haben.

Ein geistiger Lichtschimmer dünkt uns die Schönheit über der Gestalt zu schweben; darum

sendet sie sanften Lichtschimmer in das Gemüth dessen, der sich ihr hingibt.

Es wird heiter in unserm Innern, sobald die Empfindungen des Wohlwollens, der Freundschaft, der Liebe, des geselligen Anschließens sich unserer bemächtigen, sobald eine sanfte, milde, zärtliche Stimmung in uns zu herrschen anfängt. Wir sind nun unsrer Menschlichkeit wiedergegeben, der uns das selbstsüchtige Streben, Beharren und Fühlen entfremdet hatte; unterdrückte Triebe unsrer Natur regen sich wieder, und treten mit denen, die, indem sie eine unnatürliche Gewalt an uns übten, unser Gemüth zerrütteten, ins Gleichgewicht. Der Selbstling ist am meisten sein eigner Feind, weil er das in sich niederdrückt, wodurch allein er mit sich selbst bestehen, und in der Einheit seines Wesens bleiben kann. Jede Neigung, die uns zu andern hinwendet, setzt den unnatürlich eingeprägten Menschensinn in Freyheit, darum schlägt sie so leicht in der Brust, und wendet das Gefühl des erweiterten Herzens.

Kein Selbstsüchtiger vermag sich überdies

zu verbergen, daß er aus seinen natürlichsten Verhältnissen herausgetreten ist, daß er sich mit dem überworfen hat, was ihn nimmer losläßt, und womit er in gutem Vernehmen stehen, dem er sich anfügen muß, wenn ihm wohl seyn soll; ein dunkles Gefühl davon wird nicht aufhören verdüsternd auf seine Seele zu wirken, sollte er sich auch gegen die offne Anerkennung sträuben. Wo die Brust dem verwandten Wesen sich öffnet, wo man etwas thut zum Beßten andrer, wo man Nachsicht und Schonung beweist, wo man duldet und vergibt, wo man sich wieder ganz als Mensch, in der Gesammtheit begriffen und von ihr umschlungen fühlt, da muß wieder heitres Licht in der Seele aufgehen.

Eben so wirkt auch das Gute, das wir von andern empfangen, wenn wir es als Beweis ihrer Zuneigung ansehen dürfen, erheiternd auf das Gemüth. Die Vorstellung des Wohlwollens hat schon an sich viel Erheiterndes, denn sie vergegenwärtigt uns den Menschen im Lichtgewande, in der Himmelsgestalt — sie hat dieses um so mehr, wenn das Wohlwollen gegen uns gerichtet ist. Wie sehr auch jemand den

Sinn für Güte und Freundlichkeit verloren, wie fest er sich in sich selbst zugebaut habe: er kann sich nicht geliebt wissen, ohne davon gerührt zu werden. Darum ist die Begegnung der Liebe das kräftigste Mittel, ein hartes Herz zu bewegen, Geduld in der Liebe das wirksamste, den Selbstling, durch Verbindung mit andern, zu sich zurück zu bringen, darum die Umgebung der Liebe die beste Erziehung zur Liebe, darum nichts geschickter, die verfinsterte Seele des Unglücklichen wieder aufzuheitern, als daß man ihn in ein Auge und in ein Herz voll Liebe blicken läßt.

Wer sich geliebt weiß, der weiß seine Verhältnisse mit sich versöhnt, er kann mit Zuversicht und Hoffnung um sich her blicken, und nur das Bewußtseyn, des eignen feindlichen Anstrebens gegen die Welt oder gegen sich selbst könnte ihn verhindern, heiter zu seyn; aber nicht häufig wird dem Liebe begegnen, der nicht selbst Liebe besitzt, und den Streit in sich geschlichtet hat.

Heiterkeit begleitet die Liebe, die wir für viele haben, mit der wir die Welt umfassen können, wir mögen sie empfangen oder gewäh-

ren. Die innigere Liebe, die einverstandene Seelen verknüpft, die sich ganz hingibt dem Auserwählten zum unzertrennlichen Leben mit einander und für einander, wirkt mehr noch als Heiterkeit, sie ist schon in ihrem Wesen selige Freude.

Eine ganz eigene Kraft, die Seele zu erheitern, besitzt die religiöse Betrachtung. Heiterkeit wird sich immer durch die Seele verbreiten, wenn wir uns ihr in ruhiger Besonnenheit, still den Blick auf ihre Gegenstände, in ihrem Zusammenhange und in ihren vielfachen Beziehungen, gerichtet, überlassen, und Heiterkeit muß als Resultat aus allen religiösen Empfindungen hervorgehen, wenn diese uns würdig beschäftigt haben.

Es sind unsre höchsten Verhältnisse, welche uns in der religiösen Betrachtung vorschweben, Verhältnisse, die jedem denkenden und fühlenden Menschen klar — in einem freundlichen Lichte klar geworden seyn müssen, damit er sich völlig eins mit sich selbst, und sein unvertilgbares Bedürfniß befriedigt finde. Es ist unser reinstes, edelstes und umfassendstes Stre-

ben, was sie mit den daran geknüpften Wünschen, Besorgnissen und Hoffnungen vermitteln will. Von der Vernunft geleitet und erleuchtet, zeigt sie uns wirklich jene Verhältnisse und dieses Streben in einem einfachen und erfreulichen Lichte, in einem Lichte, das jede Besorgniß zerstreut, und jedem reinen Wünschen und Hoffen Erfüllung verheißt.

In seinem Glauben an das Ueberirdische, den die Betrachtung zum Leben im Gemüthe verstärkt, erhebt sich der religiöse Mensch über die Nebel der Erde in die Gegenden eines ungetrübten Lichtes, und die Schimmer dieses Lichtes sind noch in ihm, und leuchten um ihn her, wenn er wieder in seine irdischen Umgebungen zurückkehrt.

Betrachtend ist die Seele Gott und dem Himmel zugewendet, und fühlt sich in der Gemeinschaft der ewigen Liebe, voll des Friedens, den die Welt nicht kennt und nicht giebt. Wie kann man sich anders als heiter fühlen in der Nähe des Wesens, das alles mit Liebe durchdringt und in Liebe vereinigt, das sich in allem Herrlichen der Seele mittheilt, um sie zu sich hinaufzuziehen, das sich in jeder seligen

Empfindung offenbart, in jedem Schönen den Zeugen und das Bild seiner Trefflichkeit aufstellte, das auch mit Liebe jede unsrer Angelegenheiten auffaßt, jede unsrer Sorgen über sich nimmt, jedes unsrer Begegnisse leitet, das uns nie aus den Armen seiner Liebe lassen, das uns ewig an seinem Herzen erhalten, und mit allem, was die Liebe hat, beseligen will!

Doch diese Wirkung vermag die religiöse Betrachtung erst dann ganz zu äußern, wenn das Gemüth religiös ist, wenn die Frömmigkeit, als kräftige Liebe des Höchsten und Besten, im Herzen wohnt, den Willen regiert und im Leben sich äußert.

In unsrer Brust muß der Friede geschlossen seyn, damit der Friede, der höher ist denn die Welt von uns gefühlt werde. Einigkeit des Willens und seiner Maximen, wie sie in sittlicher Güte sich bewährt, stiftet die vollständigste Uebereinstimmung mit uns selbst und mit unsern menschlichen Verhältnissen, und macht empfänglich für die Harmonie mit den höhern Verhältnissen, die sich im Lichte des Glaubens enthüllen. Aber diese Uebereinstimmung bleibt fest geknüpft an den Sinn für das Höchste und

Beste, von ihm empfängt sie Haltung, Bedeutung und Kraft. Die Frömmigkeit ist das Licht, die Energie und die Wärme des sittlichen Lebens, und wo sie in diesem sich wirksam erweist, und davon ein deutliches Bewußtseyn entsteht, da strahlt die Klarheit im Mittelpunkte unsers Daseyns, und in ihrem Scheine ordnet, besänftigt sich, was sonst das Gemüth regellos, stürmisch bewegt hat.

Die Heiterkeit, welche aus dem Bewußtseyn einer, durch Frömmigkeit gebildeten guten Gesinnung, aus dem Bewußtseyn solcher Handlungen, in denen diese Gesinnung sich ausdrückt, entspringt, ist am meisten mit deutlicher Besinnung gepaart, ja sie ist die Frucht der verweilenden und prüfenden Reflexion, während jede andre mehr im unentwickelten Gefühle der Einheit ihr Wesen hat. Dadurch erhebt sie sich zur Zufriedenheit mit uns selbst, die immer die süßesten Empfindungen zu sich gesellt, und von der nun wieder hellere Klarheit aus- und in den ganzen Menschen überströmt.

Aus dem Gesagten läßt sich begreifen, warum der Umgang mit der Natur so viel Erheiterndes hat, in ihm trifft alles zusammen, was wir als Ursache der Heiterkeit erkannt haben.

Schon unser körperliches Leben fühlt sich im Umgange mit der Natur erquickt und gestärkt, die Eindrücke, die wir hier empfangen, sind mehr, als was anderwärts auf uns wirkt, und uns beschäftiget — nie ohne uns zu beschränken — geschickt, unsern Organismus von allen Seiten anzuregen und seine Kräfte in ein leichtes Spiel zu setzen.

Wie in der Natur allenthalben heitre Gedanken uns begegnen, wie, was sie uns darstellt im Begriffe zur gefälligen Gestalt sich bildet: so befördert sie auch das heitre Denken, indem sie den Geist, den die Vorurtheile der Welt, die Sophismen der Schule und die grübelnde Sorge aus dem, ihm durch eingeborne Gesetze vorgezeichneten Gange gebracht haben, wieder in diesen zurück lenkt. Nicht bloß, daß wir uns an der Natur orientiren, so oft wir dessen bedürfen: die einfach klare Ansicht aller Dinge, die natürliche, wohlgeordnete Verknü-

pfung aller Vorstellungen steht, wenn sie verloren ging, am besten bey ihr wieder zu gewinnen.

Die Natur zeigt uns weise und ruhige Thätigkeit, und regt selbst zu der freyen, leidenschaftslosen und besonnenen Thätigkeit an, durch die es klar wird in der Seele. Sie umringt uns mit Bildern des Schönen, aber auch mit den Bildern der Güte, der Freundlichkeit und Huld; sie versetzt uns in eine sanfte Stimmung, und nirgends entwickeln sich leichter und glücklicher die Empfindungen des Wohlwollens, der Freundschaft und Liebe, die Aufgelegtheit zur Nachsicht, zum Schonen, Dulden und Vergeben, als unter ihrem milden Einwirken.

Endlich erblicken wir in der Natur den Widerschein des höhern Lebens, in dem das irdische ganz sich verklärt — die Symbole des Göttlichen, der sittlichen Reinheit und des in sittlicher Güte mit sich selbst geeinigten Willens; der religiöse Mensch schaut in ihr Gott, und sein eignes geläutertes Innres, und wird durch sie belebt im Glauben, gestärkt im Gutseyn, daher auch erheitert im Gemüthe.

Auf dieselbe Weise läßt sich begreifen, warum unter allem, was von außen her auf uns wirkt vornehmlich dem Lichte das Erheiternde eigen ist. Das Licht bringt Klarheit in unsre sinnlichen Vorstellungen, und diese Klarheit theilt sich dem Geiste mit zum hellen Denken, zum reinen Wollen, zum besonnenen Handeln. Das Licht ordnet unsre sinnlichen Vorstellungen, und erhöht dadurch im Geiste das Bedürfniß und die Fähigkeit, in seinem Fühlen und Thun Harmonie darzustellen. Dem Lichte sind verwandt, durch das Licht werden angeregt die Gedanken und Kraftäußerungen, welche das Heitre erzeugen. Vom Lichte kommt dem Menschen Belebung, die sich heiter über sein ganzes Wesen verbreitet. Im Lichte findet er das Zeichen des Höhern, mit dessen Schimmern die Heiterkeit durch seine Seele zieht.

Selten oder nie geschieht es, daß das Heitre alle Gegenden unsers Gemüthes zugleich erfüllt, wozu erfordert würde, daß heitres Körpergefühl, heitres Denken, heitre Thätigkeit, heitres Empfinden unsrer menschlichen Verhältnisse und heitres Selbstbewußtseyn sich mit

einander vereinigten, daß in keinem etwas Störendes zurückbliebe, und daß wir auch äußerlich nichts Störendes zu erleiden hätten. Während die Eine Bewegung die Seele erheitert, kann die andre sie verdüstern; dem heitern Denken kann sich trübes Mißverhältniß zu Menschen, der heitern Thätigkeit Erinnerung an sittliche Schwächen und Vergehungen, dem guten Bewußtseyn Gefühl eines krankhaften Körperreitzes, dem Genusse des Wohlwollens Verdruß über Hindernisse unsrer Wirksamkeit zugesellen; wo die innern Bedingungen der Heiterkeit zusammentreffen, da kann Mißgeschick Kummer verursachen, der uns nicht gestattet, ganz heiter zu werden.

Indeß das Heitre heitert auch auf. Was heiter in uns lebt, wenn es gleich nur Einen Theil unsers Gemüthes in Besitz genommen hätte, verbreitet seine Schimmer über alle. So bald irgend etwas uns erheitert hat, erscheint uns alles in einem heiterern Lichte, und je mehr wir das Erheiternde selbst verstärken, was wir allerdings vermögen, desto mehr wird, was noch finster ist, dem

Bewußtseyn entrückt, oder gar in das Licht hinaufgezogen.

Eine bloß körperliche Heiterkeit macht, daß wir heller denken, leichter und glücklicher unsre Kräfte brauchen, des Schönen inniger uns freuen, von sanftern Empfindungen bewegt werden, zu dem Höhern gerührter hinaufblicken, und über unsere moralischen Fehler weniger Unruhe haben, daß unser Mißgeschick uns erträglicher dünkt, und weniger unser Inneres antastet. Und so ist es mit jeder andern — am meisten aber mit derjenigen, die in der sittlich-religiösen Verfassung des Gemüthes ihren Ursprung hat, weil sie am tiefsten im Gemüthe wohnt, und in dem weitesten Umfange auf seine Kräfte Einfluß äußert. Von oben fließt das Licht in die Seele des Frommen, darum muß in ihm, an ihm und um ihn her alles helle werden. In den Stunden, wo wir uns Gottes und unsrer Uebereinstimmung mit ihm und aller Hoffnung, die daraus hervorgehen, deutlich bewußt sind, kann höchstens eine süße Wehmuth sich in unsre Heiterkeit mischen; es sey denn das irgend ein herber Schmerz

uns getroffen habe, aber auch auf den fällt mildernd das Licht des Trostes.

Wie die sittlich-religiöse Bildung fortschreitet, wird die Heiterkeit immer mehr herrschender und bleibender Zustand der Seele. Könnte jene auf Erden ihre Vollendung erreichen: dann würde schon hier eine beständige ungetrübte Heiterkeit möglich seyn. Indeß auch eine gewisse Höhe derselben, zu der sich jeder erhebt, dem es damit Ernst ist, bringt etwas Heitres in unser Wesen, das zwar häufig getrübt wird, aber uns nie ganz verläßt.

Jede andre Art der Heiterkeit ist dem Wechsel unterworfen, und von etwas abhängig, worüber wir nicht ganz Gewalt haben; die Heiterkeit des sittlich-religiösen Menschen erfüllt, ihm selbst ungetheilt übergeben, siegend sein Inneres, und zeigt sich nie rührender, als wann er leidet; ein stiller Glanz, der aus dem Innern hervorbricht, verklärt die Züge des Kummers. Man kann, vom Schmerze tief gebeugt, heiter aufblicken, und die Seele nähren und erquicken an einem höhern Lichte, dem sie sich zugewandt hat.

Stärke der Seele, dem Unglücke entgegen

gebothen, gibt Gefühl des Herrlichen, aber sie erheitert nicht; Zuversicht zu sich selbst und zum Himmel, schafft mit dem Frieden die Heiterkeit, selbst unter schweren Sorgen und Drangsalen.

Etwas Heitres wird man daher auch an jedem wahrnehmen, dessen sittlich-religiöse Bildung rein — und bis zu einem gewissen Grade gediehen ist. Wo es noch vermißt wird, da ist vielleicht Energie des Strebens, ernster Kampf für die Pflicht, hohe Selbstverläugnung — nur nicht Lust und Leichtigkeit des sittlichen Lebens, nicht Gewalt der Liebe, die das sittliche Leben beseelen soll. Man darf über Menschen dieser Art nicht ungünstiger urtheilen; es kann seyn, daß sie es mit einem heftigern Temperamente, mit mehr widerstrebenden Neigungen aufzunehmen hatten, und weniger von sanften Gefühlen unterstützt wurden. Doch wird ihr Leben sich mit mancher heitern Stunde schmücken, besonders wenn ihnen etwas über sich selbst gelang.

Häufig sucht man indeß, bey sonst edeln Menschen, das Heitre vergebens, weil ihre sittliche Bildung nicht ganz rein gehalten wurde.

Etwas Verkehrtes, das sie nicht für verkehrt halten, ist in ihnen zurückgeblieben, eine angeborne düstre Gemüthsart, Ungeselligkeit, übertriebene Strenge, Bitterkeit, durch widrige Erfahrungen erzeugt, und dieses hat sich unter das Beßre gemischt, das letztere ist noch nicht tief genug eingedrungen, um es zerstören zu können, oder es sind ihnen früher finstre Begriffe von den Gegenständen des Glaubens und der Bestimmung des Lebens beygebracht worden, über welche das Licht bis dahin nicht zu siegen vermochte. Auf jeden Fall bedürfen sie noch einer Läuterung, um in aller Hinsicht zu den edeln Menschen zu gehören. Der himmlische Sinn ist heitrer Sinn.

Die Heiterkeit schließt jedoch den Ernst nicht aus. Ernst wird erfordert zu den Gedanken, zu der Wirksamkeit, zu dem Genusse des Schönen, zu dem Anschmiegen an unsre Verhältnisse, zu den Betrachtungen der Andacht und zu der sittlich-religiösen Bildung, woraus sie entspringt. Sie liebt sogar den Ernst, dem sie ihr Daseyn verdankt, und weilt gern in seiner Nähe, die Ruhe und Mäßigung

des Ernstes stehen ihr wohl, und nehmen ihr Licht am reinsten auf; aber sie weiß zugleich, wann es Zeit ist, den Ernst in ein leichtes, ergötzliches Spiel zu verwandeln.

Einfalt, Kindlichkeit, Liebe und Natur sind in ihrem Ernste — nichts Mühseliges, Gedrücktes, Gebeugtes oder Aengstliches. Vor dem grübelnden Ernste, vor dem Ernste der Einseitigkeit, des Unmuthes, der peinlichen Sorge und der Selbstquälerey entflieht sie; solcher Ernst verträgt sich indeß auch nicht mit einer echt religiösen Gemüthsstimmung.

Das Heitre in der Seele sammelt gefällige und fröhliche Bilder um uns her; es belebt die Phantasie zu reitzenden Schöpfungen, die ihm befreundet sind; es ermuntert und stärkt jede Kraft; es macht aufgelegt und treibt an zu jeder Thätigkeit; es gibt Empfänglichkeit für alle Eindrücke des Menschlich-Schönen; es erhöht das Wahrheitsgefühl und den moralischen Sinn; es verbreitet eine wohlthuende Wärme durch unsre Brust.

Wenn das Anschließen an Menschen die Seele aufheitert; so vermehrt die Heiterkeit

wieder das Bedürfniß des Anschließens, der Mittheilung, des Vertrauens, das Bedürfniß fremder Liebe.

In den heitersten Stunden dehnt sich das Herz am weitesten aus, erhebt sich der Geist am freyesten, und lebt am glücklichsten in der Gemeinschaft mit Gott und dem Himmel.

Der heitre Mensch ist immer ein interessanter Mensch; gern schaut man ihm in das helle, lebhafte Auge; gern ruht der Blick auf dem schimmernden Angesichte; gern horcht man dem lichtvollen Worte; gern belauscht man die sinnvolle That; gern gibt man sich hin dem Eindrucke des gefälligen Wesens.

Sonnenschein leuchtet mild und warm in der Nähe des erheiterten Menschen, und keine andere Stimmung theilt sich uns, wenn wir sie an jemand wahrnehmen, leichter mit, als die heitre.

Freundlichkeit wird das Heitre der Seele im Verkehr mit Menschen, wo die Liebe zu ihm tritt und seine Gestalt annimmt.

Wie die Freude sich zur Fröhlichkeit, zur

Wonne und zum Entzücken erhebt: so erhebt sich die Heiterkeit zum Frohsinn, um sich endlich in Seligkeit zu verlieren.

Wie die Freude sich zur Jugend gesellt: so schmückt die Heiterkeit am liebsten das höhere Alter. Zwar die Sattheit, die Entbehrungen, die Gebrechen und Schwachheiten, endlich die Abgeschiedenheit des Alters sollten weit eher eine verdrießliche und mürrische Stimmung erwarten lassen, wie man sie auch häufig genug bey den Alten antrifft. Aber alle diese Dinge sind einer heitern Verfassung des Gemüthes lange nicht so gefährlich, als die Leidenschaften, die Bestrebungen, die Kämpfe und die Sorgen der männlichen Jahre, von denen das höhere Alter fast frey ist, oder die es doch nur in geringem Grade fühlt. Sie verlieren noch einen großen Theil ihres Einflusses, wenn das Leben weise und würdig geführt, wenn es in seinen Erfahrungen recht benutzt worden, wenn es der Religion stets befreundet gewesen ist. Diese und das Andenken an eine schöne Vergangenheit mildern dann, was etwa dem Alter noch Beschwerliches eigen seyn mag; die

stille Beschäftigung mit sich selbst, tausend süße Erinnerungen halten schadlos für das Einsame und Abgestorbene.

Das Alter verleiht dem Gemüthe Mäßigung; die Gefühle sind sanfter; der Affect und die Leidenschaft haben ihre Heftigkeit verloren; das gestörte Gleichgewicht stellt sich wieder her; Ruhe verbreitet sich über unser Wesen, mit ihr kehrt die Empfänglichkeit für zahllose Kleinigkeiten zurück, die einst unsre Jugend erfreuten, die uns aber späterhin gleichgültig wurden; die Ruhe setzt uns in den Stand, das Aufheiternde, was die religiöse Betrachtung und der gute Zustand der Seele haben, zu empfinden. Ein an Thaten und Ereignissen reiches Leben liegt in stiller Eintracht hinter uns, daß wir es mit Zufriedenheit beschauen, wenn auch manches darin verfehlt ward; in einer gewissen lichtvollen Abgeschlossenheit kann es nicht anders, als einen wohlthuenden Eindruck machen. Die Beschäftigung mit Gott und dem Himmel gewinnt ein Interesse, das gute Bewußtseyn eine Süßigkeit, die sie sonst nicht hatten.

Nirgends erscheint uns die Heiterkeit ruh-

render, als im Alter. Ob daher, daß ein dunkles Gefühl sie hier am wenigsten vermuthete? oder daher, daß sie so viele Stürme überstanden hat, daß es nach so vieler Verfinsterung doch wieder helle — zuletzt noch ganz helle geworden ist, daß in dem Düstern selbst das Licht sich bildete? oder daher, daß wir sie hier mit der Weißheit vereint, aus der Reife des Gemüthes hervorgehend, dem, was als bewährtes Resultat des Lebens übrig geblieben ist zugesellt erblicken? oder daher, daß wir in ihr die letzten Schimmer des vom Staube sich ablösenden Geistes — und die ersten seiner Verklärung, den Sieg des himmlischen Lichtes über die Finsterniß des Todes sehen?

V.

Licht, Dämmerung, Finsterniß.

Für den Tag sind wir geboren, und ewig bleibt unsre Sehnsucht, bleibt unser Streben dem Lichte zugewandt, in ihm erkennt der Geist sein Element, seine Kraft, seine Freyheit — darum auch sein stärkstes Bedürfniß. Der Dämmerung schließen wir traulich uns an; sie redet uns süße Empfindungen in das Herz, und was sie dem äußern Blicke entzieht, das stellt sie verklärt dem Auge des Geistes dar; sie hüllt in ihren Schleier die Welt der Sinne, daß die höhere im Gemüthe erscheine. Tief in unserm menschlichen Wesen weckt sie Ahnung und Bewußtseyn des Göttlichen. Selbst die Nacht mag dem Weisen eine er-

habene Vertraute werden — nicht daß er in ihr das Finstre liebte, sondern weil sie zu ihm in bedeutungsvollen Worten vom Lichte spricht, weil sie ihm prophetisch das Licht verkündigt, weil ihm in ihr das Licht des Gedankens am hellsten strahlt, weil das versunkene Licht der Erde ihm von dem Lichte zeugt, das nie untergeht, weil in ihrem Verstummen die Laute des Geistes am reinsten und kräftigsten vernommen werden. Jedes kann auf eigenthümliche Weise menschlich-schönes, ja göttliches Leben in uns erregen, in jedem kann solches Leben auf eigenthümliche Weise sich offenbaren.

Das Licht ist der Vermittler eines beständigen Wechsellebens zwischen der Welt und uns. Sie dringt in uns ein, und aus unserm Innern strömt es wieder hervor; sie bildet sich aus im Geiste, das Bild empfängt vom Geiste eine neue, höhere Gestalt, und wird ihr dann lebendig zurückgegeben. Empfindungen, Anschauungen, Gedanken sammeln sich in uns auf, und vom Triebe ergriffen theilen sie sich mit, werden sie dem fremden Geiste klar, treten sie, zeugend vor uns, und

hervorbringend Veränderungen jeder Art, ein in die Reiche der Erscheinungen. Es bewegt sich ohne Aufhören hin und her; die Welt gehört uns, und wir gehören der Welt an, wir nähren uns von ihrer Fülle, und bringen ihr das Leben dar, wozu die Nahrung von uns verarbeitet wurde; sie gewährt uns, was sie kann und soll, und wir gewähren ihr, was wir können und sollen. So finden wir uns in freundlicher Uebereinstimmung mit ihr — und in uns Gleichgewicht des Leidens und Thuns, wo jedes Leiden ein Thun und jedes Thun ein Leiden wird, Gleichgewicht der Gemüthskräfte, des Empfindens, des Denkens, des Wollens und Handelns, wie es unser tiefstes Bedürfen verlangt.

Die Dämmerung lenkt den Blick in uns selbst hinein, sie scheidet uns ab von der äußern Welt, die nur in trüben Gestalten, in unsichern Umrissen noch um uns wankt, und gibt uns ganz dem hin, was in uns sich bewegen will. Hier öffnet sich die Welt der Bilder, der Gefühle, der Gedanken, der Wünsche; und in dem Verhältnisse, als in Reinheit und Liebe die Neigungen wohlgeord-

net sind, wird auch das Leben in uns selbst ein wohlgeordnetes seyn, und in ihm die Harmonie einer schönen Seele sich offenbaren. Wir rufen die Vergangenheit zurück, die Reiche der Kindheit breiten sich vor uns aus, wir verweilen bey trüben und fröhlichen Gestalten, die uns begegnet sind, wir gedenken unsrer Abwesenden, wir versammeln um uns alles Theure, wir treten fragend, verlangend, fürchtend, hoffend vor die Zukunft, wir fassen Entschließungen, entwerfen Plane und bewegen uns unter Idealen.

Wie die Dämmerung tiefer in die Nacht sinkt, ladet sie dringender ein, das Leben in uns selbst zum ernsten Forschen in unserm Innern und zur sittlichen Bildung an demselben zu stimmen. Der Nacht eignet sich am meisten das Abrechnen mit unserm Herzen, das ernste Untersuchen unsrer Neigungen und Thaten, unsrer Fehler und Thorheiten, das prüfende Ueberlegen nöthiger Maßregeln, die Befestigung des Vorsatzes, die Bewaffnung des Muthes, das

Kämpfen gegen die Leidenschaft, das stille Gespräch mit Gott und dem Himmel.

Vom Lichte werden alle Naturen angeregt zur Aeußerung ihres Lebens, dem Menschen wird es Reitz zur Thätigkeit. Wie das Licht ihn berührt, erwacht auch in ihm das Bedürfniß, seine Kräfte so zu gebrauchen, daß etwas durch ihn werde. Das Licht enthüllt ihm die Gegenstände, auf die er wirken kann, und die ihn zum wirken auffordern, und weckt zahllose süße Interessen für sie in seiner Brust, die ihn fesseln und treiben. Je reiner das Licht uns umfließt: desto größer die Lust der Thätigkeit, der Muth etwas zu beginnen, und die Menge der Dinge, die ihn in Anspruch nehmen; von allen Seiten her tönen freundliche Stimmen zu ihm herüber. Im Thätigseyn eben will der Mensch des Lichtes genießen, wie er im Lichte die reinste und regsamste Thätigkeit der Natur empfindet. Die Belebung welche das Licht über uns ausgießt, kann sich nicht anders äußern, als durch muntre, rasche und doch überlegte Thätigkeit.

Die Dämmerung, indem sie die Reiche der

äußern Thätigkeit verschließt, öffnet das Gebieth der innern. Die vollständigste Erweisung aber der innern Thätigkeit ist Betrachtung — Verein des Gedankens und des Gefühles im Hinschauen auf das Geistige, Vergegenwärtigung des Wichtigen, Schönen, Wahren, Trefflichen, Großen — nicht um zu erkennen, sondern ganz davon durchdrungen zu werden, Vergegenwärtigung für das Herz. Schon die Stille der Dämmerung ladet zur Betrachtung ein, indem sie die zur Betrachtung nöthige Ruhe und Sammlung des Geistes gewährt; in einer gewissen geistigen Stille, auch in der Stille, die alles Erhabene bezeichnet, scheint sich vor uns aufzurichten, was die Betrachtung würdig beschäftigt. Wenn der Mensch in Lichte sich verliert an sein Wirken, so gibt ihn die Dämmerung mittelst der Betrachtung sich, dem Ursprunge seines Wesens und seinen ewigen Angelegenheiten zurück, daß er da die Kraft und Weisheit gewinne, die er zum Handeln nöthig hat.

Die Nacht fordert den Gedanken und das Gefühl, die in der Betrachtung noch vereint sind, um jedem größere Stärke zu verleihen;

sie leitet bald zu dem Höchsten des Denkens hinauf, bald zu dem Tiefsten des Fühlens hinab. Sie erfindet die Prinzipien der Wahrheit, sie baut die Systeme des Wissens auf, sie lenkt den Blick auf das Unendliche, und berechnet die Gesetze des Universums; sie aber auch erzeugt die Schöpfungen die unsre Brust erschüttern, die Schmerzen und die Entzückungen, das Grauen und das freudige Beben, den empörenden Abscheu und die heilige Bewunderung, die leise Klage und den zerreißenden Schrey des Jammers, denen unsre Menschheit zu erliegen droht. In der Nacht besuchen den Menschen die gewaltigen Geister, die ihn über sich hinwegreißen, und ihm die Geheimnisse offenbaren, auf die kein Licht des Tages fällt, die Kräfte, deren Erzeugnisse noch nie an das Licht des irdischen Tages getreten sind, weil sie einer andern Welt angehören. Die Nacht feyert die Triumphe der Weisheit und der Begeisterung.

Das Licht macht die Menschen gesellig, wie alles, was sie belebt. Im Lichte ist die Natur gesellig mit ihnen, darum

müssen sie es wieder mit der Natur und mit den Wesen ihres Gleichen seyn. Was das Licht in ihnen entwickelt, und womit das Licht sie beschäftigt, das eignet sich vorzüglich zur geselligen Mittheilung, und verliert einen bedeutenden Theil seines Werthes, wenn man es nicht gesellig mittheilen kann. Worauf alle gleiches Recht haben, was alle gleich nahe angeht: das führt das Licht an uns vorüber, dafür weckt es zugleich den Sinn. Frey und fröhlich muß man sich im Lichte bewegen können, und Gemeinschaft haben, wie das Licht sie allenthalben stiftet. Wir fassen Vertrauen, und werden offen, wenn es um uns her helle ist; aber im Dunkeln verschließt sich das Gemüth scheu und bedachtsam.

Darum lieben wir in der Dunkelheit das Einsame; es sey denn daß wir sonst Ursache hätten, das Einsame zu fliehen. Das Einsame begünstigt die Einkehr in uns selbst und die ernste Betrachtung, das Einsame gestattet uns mit uns selbst vertraulich zu leben, und uns dem hinzugeben, was, je tiefer es in unser wahrstes und eigenthümlichstes Wesen eingreift, desto weniger der Mittheilung fähig ist,

und desto weniger von andern verstanden wird. Die Gedanken und Gefühle, welche die Dunkelheit entwickelt, hängen fest an unsrer Individualität, und können erst dann in die Welt übergehen, wenn sie mit uns schon an das Licht gegangen sind, und im Lichte die Reife für die Welt empfangen haben. Ueberdies scheint die Dunkelheit dem Menschen ein gebiethender Wink zu seyn, daß er sich einmal absondre und ganz sich selbst gehöre, wozu er sich sonst selten entschließt, und was ihm noch in andrer Hinsicht so dringendes Bedürfniß ist.

Allerdings kann die Dunkelheit auch eine gewisse Geselligkeit befördern; allein nicht sie selbst thut das zunächst, sondern entweder das Licht, das sich im sanften Dämmerschein mit ihr vermischt, wo, während alles andre uns verdeckt ist, nur das Nahe noch von uns erkannt wird, mit dem wir, weniger gestört, traulicher leben, dem wir uns, abgeschnitten von dem, was uns sonst hinhielt und ergötzte, williger und ungetheilter überlassen, das wir nun inniger genießen — oder der engere künstliche Lichtraum, der uns einschließt, während er selbst vom Finstern eingeschlossen

wird; die Finsterniß scheint uns in diesen zusammen gescheucht zu haben, und in demselben gefangen zu halten, damit wir näher an einander rücken. Im ganz Finstern lebt gewiß jeder, der sich nicht fürchtet, lieber allein, als mit andern in Gemeinschaft. Und dann ist jene Geselligkeit von andrer Art, als die, welche das Licht erzeugt, vertraulicher, inniger, mehr Mitaufnehmen der andern in unser Herz und in unsre Einsamkeit — ein erweitertes Leben mit sich selbst und im Stillen, wo man sich unter einander versteht, ohngefähr, wie man sich mit sich selbst versteht, wo das Herz sich wenigstens über viele Dinge aussprechen kann, die es in der größern und fremdern Gesellschaft des Tages geheim halten muß, wo, wenn die Befreundung nicht schon vorhanden ist, die sich doch leicht und bald stiftet, oder man sich doch leicht und bald mit dem Scheine derselben täuscht. Am Tage will der Mensch sich gern allem offenbaren, aber flüchtig — am Abend weniger, aber ganz.

Hieraus läßt sich der verschiedene Charakter erklären, den die Liebe vom Hellen und

vom Dunkeln empfängt; es verhält sich mit ihr nicht anders, wie mit der Geselligkeit.

Auf den ersten Blick scheint das Helle mehr, als das Dunkle zur Liebe zu stimmen; im Lichte schlägt das Herz leichter und froher, und da neigt man sich gern dem Fremden entgegen. Das Licht ist der Bruderkuß, womit die Welt uns begrüßt; durch das Licht finden wir uns allem verwandt, spricht alles an unser Gemüth, offenbarend seine Klage und seine Lust. Im Lichte tritt uns die Liebe des Weltgeistes vor die Augen, wird uns klar, wie wir, in ihr begriffen, dem Ganzen angehören, und für uns selbst nichts sind. Mit dem Lichte wünschen wir uns zu verstreuen und zu vertheilen an jedes, was wir von demselben beleuchtet sehen. Das Dunkle hingegen, scheint den Menschen zu isoliren, und ihn, wie es zum Leben in sich selbst einladet, zum Leben allein für sich selbst zu bewegen. In der That aber ist es nur eine andere Liebe, welche im Hellen, und eine andre, welche im Dunkeln aufwächst und Kräfte gewinnt.

Das Licht fördert eine allgemeine und thätige Liebe; wir werden angezo-

gen von der Erde, von ihren Blumen und von ihren Menschen; wir möchten allem vertrauen, allem uns mittheilen, für alles etwas thun, allenthalben Schönes bilden, den Geist der Freude einhauchen, uns verlieren im Ganzen, athmen, fühlen, denken, wirken allein in dem Bunde des Lichtes.

Wann es um uns her dunkelt, dann sind wir mehr an unser Herz gewiesen, an sein tieferes Empfinden, an sein geheimeres, aber mächtigeres Verlangen. Die innigere Liebe, die Einem oder wenigen gefühlvoll sich weiht, die sich ganz hinzugeben, und ganz an sich zu fesseln strebt, die das Innerste aufschließt, das Verborgenste enthüllt, das Eigenste mittheilt, die nach der genauesten, nach ewiger Gemeinschaft trachtet — so wohl die sanfte, zärtliche, als die große, feurige Liebe — regt sich am mächtigsten, wo die Welt in das Dunkle versunken, und für uns gestorben ist. Da stehen wir allein mit dem Geliebten; da spricht am lautesten der heilige Trieb; da fühlen wir am entschiedensten das Bedürfniß, uns an das zu halten, was ewig im Lichte lebt, an das edle und verwandte Men-

schenwesen; da finden wir Trost und Hülfe und Mitgefühl und eine reiche blühende Welt in des Menschen Brust.

Die Dämmerung lehrt sich sehnen nach der einverstandenen Seele, sich freuen der süßen Gemeinschaft in himmlischer Lust, und weckt alles, was Zartes, Mildes, Herzeinigendes im Gemüthe schläft. Die Träume der Liebe, das Verlangen der Liebe, die stille Beschäftigung im Geiste mit dem Geliebten, das Andenken an selige Tage der Liebe, das wonnevolle Hinsinken an die Brust des Geliebten, die herzlichen Offenbarungen der Liebe, ihre Thränen und ihre Küsse sind der Dämmerung befreundet; denn sie erweichet das Herz des Menschen.

Die Nacht macht das Herz weit und groß; in der Nacht erhebt sich die begeisterte, die glühende Liebe für die Menschheit und für Einen, die Liebe, die sich der herrlichen That, der Gefahr, dem Schmerze, dem Tode gelobt; die Schauer, die Stille und das Unermeßliche der Nacht erwecken uns zum Gefühle des Unendlichen; und jede Liebe, die im Erhabenen lebt, die nur das Erhabene darstellen kann, fordert

die Nacht. Wann die Welt schläft, für die man sich opfern will, flammt die Liebe auf in den kühnsten Entschließungen, denkt sie die Plane der Rettung und Hülfe, erfüllt sie sich mit den Ideen des Rechtes, der Freyheit, der Tugend, der Menschenbildung und der Völkerwohlfahrt, dünkt ihr verächtlich, was sie daran setzen soll. Wann die Welt schläft, die so oft das Gemeine preist und das Herrliche erhöhet, erscheint ihr im Feyergewande der Genius der Menschheit, und ruft sie auf nicht zu verzagen, zu handeln im Glauben. Auch verlieren sich hier die Menschen an das Ganze, aber nicht mehr bloß mit der eingreifenden, sondern auch mit der durchgreifenden That, und zugleich mit dem Mächtigsten, Glühendsten des Herzens. Darum ist die Nacht die Vertraute der großen Freundschaft; wie das Wort der Ewigkeit, so tönt der Freundschaft Wort durch das heilige Dunkel; ein Bild des Todes, dem sie vereint entgegen gehen, ruht um die Geweihten die Finsterniß; als wenn alles gestorben wäre, und nur zwey noch lebten, fallen sie sich an das Herz, und das Verstummen um sie her feyert das Geheimniß der Geister. Ruhig und fest,

wie die Nacht, gleichgültig, wie sie, gegen Gestalt und Reitz der Sinne, gegen den Wechsel der Lust und des Leides sollen ihre Seelen seyn, und nur dem Einen leben, was durch alle Nächte unwandelbar fortleuchtet, weil es hoch über allen Nächten steht.

Am Tage gehört unsre Liebe dem Sichtbaren — dem Unsichtbaren nur, in wie fern es sich im Sichtbaren kund thut — Gott im Geschöpfe, der Himmel an der Erde. Die Nacht führt uns in die Gemeinschaft des Unsichtbaren selbst; was kein Auge schaut, enthüllt dem Geiste des Geweihten seine Herrlichkeit, und senkt ihm seine Liebe ins Herz, daß die Seele ihrem Schöpfer sich heilige und am Ewigen ihre Lust habe. Das Irdische muß sich verdunkeln, damit das Himmlische in reiner Klarheit des Menschen Herz rühre, und sein Erstaunen, wie seine selige Freude werde.

Mit dem Lichte geht die Befriedigung, mit der Dunkelheit die Sehnsucht gesellt.

So lange das Licht scheint bleiben wir angezogen und beschäftiget, das Fröhliche mischt sich, erhellend, und es bald aus dem Bewußt-

seyn verdrängend, zum Traurigen, im bunten, unterhaltenden Wechsel ziehen die Erscheinungen an uns vorüber, und mit ihnen verschlingt sich unsre Thätigkeit, wir nehmen auf, was sie uns gewähren, ohne uns zu besinnen, wie viel oder wie wenig es sey, und was wir an sie zu fordern haben; nur das Besondre und Ungewöhnliche kann störend auf uns wirken, nur das tief Schmerzende, das furchtbar Drohende, uns aus dem genüglichen Wesen aufscheuchen.

Die Dunkelheit bringt eine gewisse Leere in unser Gemüth, und dieser entwächst das unbestimmte Verlangen, wenn nicht Beschäftigung des Verstandes oder der Phantasie sie ausfüllt, und wie leicht wird die letztere die Mutter der Sehnsucht! Wo wir nicht mehr schauen und fühlen, fangen wir an zu wünschen, aber die Wünsche schwanken ungewiß im Weiten, weil sie eben auf irgend ein Schauen und Fühlen ausgehen, wovon man die Gestalt und den Ort nicht weiß. Nach unbekannten Gegenden, nach unbekannten Gütern und Genüssen, nach unbekannten Freunden, ja selbst nach unbekannten Schmerzen, wendet das Herz sich hin in stillem Weh und süßer Erweiterung.

In der Dunkelheit werden wir empfindlicher für die Mängel, die wir im Lichte, wo das Eine zum andern uns fortreißt, übersehen. Sie führt uns durch ruhigere Ueberlegung, als das Geräusch des Tages gestattete, zu der Einsicht, daß, was uns erfreute nur im Rausche der Bethörung im Stande war, uns genug zu thun, daß der fröhliche Tumult uns täuschte mit schimmernder Vorspiegelung. Uns selbst wiedergegeben, erzeugen wir in uns die Bilder des Vollkommnen, werden wir uns bewußt, was wir überall meynen und wollen — meynen und wollen müssen, und vermissen nun so wohl die Reinheit, als die Stärke und die Dauer. Alles ist eitel, und flüchtig, kränklich und schwach; aber von dem Bessern zeuget das Herz, das Beßre muß noch einmal das Unsrige werden, wir sind für dasselbe geboren, und nur bey ihm ist die Ruhe. Dunkel indeß, wie es um uns her ist, bleiben die Gestalten, in denen es vor uns schwebt; geheimnißvoll ist sein Gruß an die Geister, doch deutend in der Verheißung auf höheres Licht.

Das Dunkle erregt ihm verwandte Empfindungen und Gedanken. Daß auch das Le-

ben auf Erden in Dunkel gehüllt ist, daß es mit uns hinauf muß in das Licht: ist ein Gefühl, von dem wir hier mächtig ergriffen werden; das sich Hinwegsehnen aus der Nacht in den Tag wird sich Hinwegsehnen aus den nächtlichen Gegenden des Todes in die sonnigen, blühenden Reiche des Lebens. Zu allem, was hier von unserm Herzen abfiel, und in den Fluthen der Zeit unterging, um verklärt wieder aufzugehen, trägt uns der innerste Sinn auf den Flügeln der Sehnsucht. Jede zärtliche Empfindung gestaltet sich zu irgend einem geistigen Verlangen.

So geschieht es auch, daß das Licht uns an die Welt knüpft, Dämmerung und Nacht uns über die Welt erheben.

Während das Licht sie beleuchtet, hält uns die Welt rührend, belebend, erwärmend und erfreuend an ihrem Herzen, wir ergötzen uns an ihren Spielen, wir unterrichten uns an ihrem Ernste, wir theilen ihr Werk, ihre Sorge und ihre Lust, wir scheinen ganz in sie zu gehören, sie ist uns eine liebe Heimath, in

der uns selten so enge wird, daß wir von ihr weg nach fernem Lande blicken.

Sie wird uns fremd, indem die Finsterniß sich über sie breitet; es fängt etwas an, sich in uns zu regen, wofür sie keinen Platz hat; es entwickeln sich Gefühle, für die ihr Größtes zu klein ist, Kräfte, die weder einen Wirkungskreis, noch einen angemessenen Gegenstand finden; es arbeitet in uns ein Lichtwesen, gegen welches der höchste irdische Glanz Finsterniß bleibt. Eine beßre Welt, von der uns diese nur flüchtige Wiederscheine zeigt, die allein unser Vaterland seyn kann, die uns einst in sich aufnehmen muß, geht auf in unserm Bewußtseyn — unsre Kraft, unsre Liebe unser freudiges Vertrauen. Das Zeitliche fällt in die Dunkelheit, das Ewige trägt uns zum Lichte empor. Das Irdische vergeht unsern Sinnen, daß das Himmlische dem Geiste ganz gegenwärtig sey, unsre Betrachtung, unser Forschen, unser Streben beschäftige. Nacht muß es werden auf Erden, damit der Mensch nicht vergesse, er habe sein Leben jenseits der Erde, und dort es befestige, durch das was in ihm göttlich ist.

Das Wissen gehört dem Tage, sein Gegenstand ist, was das Licht des Tages bescheint, was im Lichte des Tages erkannt werden kann. Die Nacht spricht in Hieroglyphen zum Herzen, und führt in ihm herauf das Ahnen, das Glauben, das Hoffen, worin uns kund wird, was nicht zum Wissen gelangt, weil es höher ist, als das Wissen, und herrlicher als alles, was sich im Wissen verklärt, aber in den Tiefen unsers Wesens eine gültige Verbürgung hat, und wodurch allein das Leben einen sichern Werth erlangt. Aus unermeßlichen Fernen leuchtet die ewige Wahrheit, wie die Sterne, in der Nacht zu uns herüber, zwar nur, wie auch die Sterne, in schwachen Schimmern, aber verkündigend den Tag der Geisterwelt.

Das Licht wird dem Geiste Reitz zum Schauen und Denken. Dem Lichte entgegen öffnet sich der Sinn, und aus den Eindrücken, die er empfängt, bildet sich der Gedanke. So lange mit dem Lichte Bilder der Welt uns zuströmen, können wir nicht aufhören, an ihnen besonnene Geistesfähigkeit zu üben; zum Vergleichen und Unterscheiden, zum

Trennen und Verknüpfen, zum Ueberschauen eines Ganzen und zum genauen Bestimmen des Einzelnen sind wir im Lichte am meisten aufgelegt. Was uns in der Welt orientirt, was im Handeln gebraucht werden kann, das beschäftigt uns hier am angemessensten; die Welt hält uns gefangen, sie wollen wir verstehen, auf sie wollen wir wirken. Das Helle um uns her treibt uns auch das Geistig-Helle zu suchen — Klarheit verlangen wir für den Verstand, wie für den Willen, Klarheit in unserm ganzen Wesen.

Mit dem Sinken des Tages treten an die Stelle des Sinnes und des Verstandes Phantasie und Vernunft, das Freye, Kühne und Tiefe werden unsre Liebe; die Nacht ist das Reich der Träume, aus der Welt der Schatten zaubert die Phantasie eine neue Lichtwelt herauf, und jauchzend ziehen die Schöpfungen der Poesie ein in das Leben. Zu allen Verrichtungen, wobey die Phantasie dem Verstande voranleuchten muß, sind wir in der Nacht am geschicktesten, weil ihr Licht da am hellsten scheint, wo die Lichter des Tages erloschen sind. Was für den Sinn nicht mehr

vorhanden ist, muß in der Nacht die Einbildungskraft aus dem Gemüthe hervorholen, damit der Tag es verarbeite. Die Nacht sammelt den Stoff zu unsern Betrachtungen, der Tag ordnet ihn. Aber auch das Forschen im Tiefen, wohin das Licht des Tages nicht folgen kann, wobey die Anschauung uns entweder verläßt oder verwirrt, wo das, was für diese Klarheit heißt, zur Dunkelheit wird, wo von dem, was im Gebiethe des Tages dunkel heißen würde — und weil wir es nie ganz ergründen, mit Recht dunkel heißen mag — ein andres Licht ausstrahlt, und sich über all unser Wissen erhellend verbreitet, gelingt am besten der Nacht.

Den Tag begleitet die Freude, sie tanzt mit seinen Strahlen durch die Welt, und belebt das Herz aller ihrer Kinder. Selbst in dem Unfühlenden scheint ein Geist der Freude sich zu regen, und nach Bewußtseyn und Ausdruck zu ringen. Fröhlich wird des Menschen Gemüth, Gesang seine Empfindung, heiter, wie das Licht sein Angesicht, wann der Tag beginnt. Die Sehnsucht nach dem Lichte ist

jedem Wesen eingeboren, das Leben und die Einheit des Lichtes Natur der Freude. Unlustig und verdroßen sehen wir in den trüben Tag hinein; aber gutes Muthes beginnen wir unser Werk, der Kummer verschwindet mit der Sorge, wo der Tag hell und klar in die Welt scheint, und was zur Erde gedrückt war, zu sich in die Höhe zieht. Das Frohe in uns theilt sich dem mit, was wir sonst empfinden, denken und verrichten, fröhliche Bilder knüpfen sich an jede unsrer Vorstellungen und in fröhlichen Bildern entfaltet sich unsre Stimmung. Frühling und Freyheit jubeln in unsrer Seele.

In der Dunkelheit wohnt die süße Wehmuth. Was uns wohlthuend rührt, was uns schmerzlich froh bewegt, das lieben wir im Dunkeln; da sind uns willkommen die Gedanken des Scheidens und Vergehens, des Entbehrens und Verlierens, die Gedanken an entflohene, glückliche Stunden, an vollendete Freunde, an abwesende Geliebten, an erduldete Schmerzen, an die Leiden der Menschen, an die Eitelkeit aller Dinge; da dünkt uns das Licht mit allem Erfreulichen ein Fremdling auf Erden, die Finsterniß die ewige Gebährerinn

und das ewige Grab. Bis zum Gefühl der unendlichen Leere und Todesstille, bis zum Grauen und Entsetzen kann die Nacht die Wehmuth steigern, indeß selbst dieser Zustand uns noch lieb bleibt.

Den Unmuth weckt nur der düstre Tag in seinem schmutzigen Grau auf, weil er nicht Licht nicht Finsterniß ist, weil er das Dunkle dahin bringt, wohin das Helle gehört.

Auch Dämmerung und Nacht haben ihr menschlich-schönes Leben, das dem Gemüthe weicht und zum Göttlichen führt. Denn wer kann läugnen, daß das Leben in sich selbst und in der Betrachtung, das Leben in der Abgeschiedenheit von allem Aeußerlichen, die innigere Liebe, die aus dem Gefühle der Nichtbefriedigung erwachende Sehnsucht, die Erhebung über die Welt, die Träume der Phantasie, das tiefere Forschen und selbst die süße Wehmuth zur Vollendung eines echt menschlichen Daseyns gehören, daß sie das Beste der Bildung erringen helfen? Das irdische Licht scheint dem Menschen am Tage, das höhere, geht in der Nacht ihm auf; aus dem Menschlichen strebt er zum

Göttlichen hin, so ist die Bedingung seines menschlichen Wesens.

Freylich kann jenes alles Ursache trauriger Verirrungen werden. Ein gefährliches Verschließen in sich selbst, eine unnatürliche Absonderung von Welt und Menschen, Verstecktheit und Bizarrerie des Charakters, einseitige Stärke des Gefühles, Lähmung der Thatkraft, unbegränzte, in Verachtung und Menschenhaß hinüberschlagende Selbstsucht, weichliches Schmachten und Träumen, Zerfließen in süßlichem Empfinden und endlich Verfinsterung des Gemüthes, Befreundung mit den Gesinnungen und Werken der Finsterniß sind da unvermeidlich, wo man das Dunkle an sich selbst liebt und im Dunkeln sich gefällt — nicht aber da, wo man im Dunkeln das Helle sucht, und das Lichtprinzip im Geiste das Herrschende bleibt.

Was der Tag in uns weckt, wozu der Tag uns stimmt, hat nicht weniger seine Gefahren; es wird dem gewiß verderblich, der ihm allein und ungetheilt sich hingibt, und nie wird ein solcher zum höhern Lichte gelangen.

Selbst des gemeinen geistigen Lichtes würden wir uns nicht rein, nicht unangetastet von

niedriger Lust, von Eigennutz, Sorge und Leidenschaft und von allen Verkehrtheiten, welche das flache Leben unter Menschen erzeugt, freuen können, wenn es nicht Nacht würde.

In Tag und Nacht theilt sich unser Leben; es endigt sich mit einer finstern Nacht, aber hinter ihr glänzt das Morgenroth eines neuen, herrlichen Tages — und für den sind wir geboren.

Licht ist das Leben des Geistes, sein Denken und Wollen sollen vom Lichte umstrahlt — jenes ein deutliches, ordnungsvolles und wahres, dieses ein reines, mit sich selbst übereinstimmendes und in sich gewisses seyn. So weit das Denken und Wollen geht, soll das Licht beyde erleuchtend begleiten. Wer da die Begriffe und die Bestrebungen verwirrt, das Klare durch dunkle Worte trübt, das Bestimmte ins Unbestimmte, den Gedanken in Dienst der Phantasie auflöst, ist Obscurant und treibt ein verruchtes Spiel mit der theuern Sache der Menschheit.

Aber das Denken hat seine Gränzen, die Wahrheit ihre dunkeln Tiefen, vor denen der

Gedanke ehrerbiethig still steht, und wir wissen, wo diese Gränzen sind, wo diese Tiefen beginnen, und daß da das ewige Licht wohnt, für welches unser Auge noch zu blöde ist. Für den, der, was jenseits der Gränzen liegt, und in der Tiefe ruht, verläugnet, ist nur vergängliches Licht, eine irdische Welt, gemeines, selbstsüchtiges Treiben, kein Gott, kein Himmel und keine Tugend.

Auch in denjenigen Dingen, die des Lichtes fähig sind, kann ein gewisses Helldunkel oft dem Gemüthe wohlthätig werden; denn nicht immer sind wir gleich gestimmt für das ganz Klare, am Dunkeln hängt nicht selten, das frische und warme Gefühl, in der Hülle des Dunkeln vermag nicht selten allein das Helle in seiner Eigenthümlichkeit zu wirken. Das ist die Bedeutung des echten Mysticismus; nur dem Gemüthe will er, als solcher, etwas seyn, darum kann er ertragen, daß man ihn erhellt — in dem Hellen steht das Wahre und der Gehalt, und diese erproben sich noch, wenn die Bekleidung fällt. Verächtlich muß man aber die Bestrebung nennen, die hinter dunkle pomphafte Bilder ein Nichts seiner Wahrheit oder

die Erbärmlichkeit innerer Gemeinheit verstecken, die Schatten an uns vorüberführen, welche in der Ferne Wesen lügen, aber verschwinden, sobald man mit dem Lichte ihnen nahe kommt.

VI.

Die Kinder des Lichtes.

Dahin soll es mit dem Menschen kommen, daß man ihn ein Kind des Lichtes nennen könne; in dieser Vorstellung fließt das Höchste und Lieblichste zusammen, worein die menschliche Seele sich zu gestalten vermag. Ein Kind des Lichtes denkt sich jeder, wie unentwickelt auch sein Begriff noch sey, als ein Wesen, dem man sich unbeschreiblich nahe und vertraut fühlt, und das doch dieser Welt fremd, ein dunkles, wunderbares Mahnen, ein, nur dem ahnenden und sehnsuchtsvollen Herzen verständlicher Zeuge von überirdischen Reichen über die Erde wandelt.

In dem Lichte erkennen wir das Bild

des Göttlichen, und bezeichnen dieses als die Lichtnatur des Menschen, wodurch, wenn es sich seiner ganz bemächtiget, alles an ihm in Licht hinaufgezogen wird. Denn aus der Höhe sendet das Licht seine Schimmer zu uns; die Tiefe ist der Finsterniß Gebieth, auf Erden herrschet die Nacht, von oben muß sie erleuchtet werden, damit auf ihr sich Schönheit und Freude entfalte.

Das Niedere wird vom Höhern erregt; am Lichtblicke des Himmels erblühet die Erde, von ihm geweckt, erwachen ihre bildenden Triebe, wie das Kind im Scheine der mütterlichen Liebe blüht und sich entwickelt — ihr ein Unterpfand, daß sie ein Kind der ewigen Liebe sey, die sie nie von ihrem Herzen lassen werde. So wohnt auch Dunkelheit in der Brust des Menschen, welche thierische Triebe und wilde Leidenschaften beherrschen, erzeugend den Wahn, den Betrug, das Laster und das Elend; Strahlen des Lichtes fallen gleichsam in sie herab, und sie empfindet göttliches Wesen.

Unter den irdischen Naturen ist das Licht die zarteste; Körperliches und Geistiges scheinen sich im Lichte zu berühren, und alles dem Gei-

stigen um so näher zu treten, je mehr es dem Lichte ähnlich wird. Woran könnte die Reinheit des Lichtes leichter erinnern, als an die Heiligkeit des Göttlichen, an das Unbefleckte, wodurch göttliche Menschen in so hohem Grade unsre verehrende Bewunderung gewinnen? Darum haben die Feinsinnigsten im Lichte am ersten die Gottheit geahnet, als Lichtwesen sie am würdigsten zu preisen geglaubt.

Was nur irgend göttliche Abkunft und Art hat, zeigt sich auch dem Lichte auf irgend eine Weise verwandt, wie Wahrheit, Liebe, Milde, Freundlichkeit, Zuversicht und Freude.

Wenn wir Menschen Kinder des Lichtes begrüßen: so schließt dies mehr in sich, als daß sie dem Einflusse des Lichtes ihr Inneres geöffnet haben, und daß das Licht vielfach in ihnen wirke; wir meynen auch, daß das Licht sie durchdrungen habe, daß sie in Lichtnaturen verwandelt, daß sie aus dem Lichte geboren seyen.

Wie Kinder das Bild der Eltern, so tragen Kinder des Lichtes das Bild des Lichtes an sich, man darf sie nur bemerken, um seine Beschaffenheit zu erkennen, und sich seiner Herr-

lichkeit zu freuen, als Offenbarungen des Lichtes glänzen sie in den Nächten der Erde. Wie bey den Kindern mehr oder weniger von dem innern Wesen der Eltern, von ihren Anlagen, ihren Neigungen, ihrer Gemüthsstimmung, so treffen wir bey den Kindern des Lichtes Wahrheit, Reinheit, Wärme, Freudigkeit des Lichtes an, Gedanke, Gefühl, Bestrebung und That erscheinen in der hehern Gestalt des Lichtes. Wie von den Eltern der Kinder Leben stammt, so hat das Licht in denen, die seine Kinder sind, ein neues Daseyn, ein Leben des Geistes erzeugt, das ihnen sonst fremd war, und jetzt ihr Eigenthümlichstes ausmacht, ihr irdisches Leben beseelt, umspannt, in sich aufnimmt, und vertilgt so weit es nicht mit ihm in Uebereinstimmung gebracht werden kann.

Das Licht ist selbst ihr wahrhaftiges Leben, höheres Leben, Leben aus Gott, vom geistigen Tode sind sie durch dasselbe auferstanden; es regiert ihre Kräfte, es bildet die Aeußerungen ihres Gemüthes, daß in allem, was wir an ihnen wahrnehmen, und was von ihnen ausgeht, Werke des Lichts sich uns darstellen.

Kinder des Lichtes haben das Licht in sich. Es erleuchtet ihren Verstand mit den Strahlen der höhern Wahrheit, wie das irdische Licht den Gegenstand beleuchtet, daß das Auge ihn schaue. Das bloße Wissen, die Erhebung über Vorurtheile und gemeinen Wahn entscheiden nichts; bleiben unsre Einsichten in die Gränzen der Erfahrung und des an sie gebundenen Verstandes eingeschlossen, haben sie sich noch nicht zu einem wohlgeordneten einfachen Ganzen gefügt, verstehen wir nicht sie anzuwenden im Leben, setzen sie uns nicht in den Stand, was uns sonst vorkommt schnell und richtig zu beurtheilen, sind sie nicht in Fähigkeit des hellen und leichten Denkens übergegangen: so können wir uns noch nicht zu den Kindern des Lichtes zählen.

Den Kindern des Lichtes sind die höchsten Wahrheiten, von denen das Licht in die Seele fließt, durch welche jedes andere begriffen werden muß, so deutlich geworden, als es die Natur derselben gestattet. Diese Wahrheiten sind, wie was sie sonst noch wissen, mit ihrem innersten Leben verwachsen, haben sich in Saft und Blut desselben verwandelt; ein fester,

sicherer Zusammenhang verknüpft alles auf die einfachste Weise. Sie verstehen das Erkannte zu gebrauchen, sie schöpfen daraus fortdauernd Belehrungen, und prüfen was die Erfahrung ihnen vorführt nach den Grundsätzen die darin enthalten sind. Selbstdenken, Selbstsehen ist ihnen Bedürfniß und Fertigkeit, nur das glauben sie gefaßt zu haben, was in dem eignen Lichte ihres Geistes erzeugt wurde und fortdauernd lebt — ganz das Ihrige. Das Licht begleitet sie allenthalben, in ihnen selbst ist es angezündet; darum müssen ihnen nach und nach alle Vorurtheile beleuchtet werden, alle Irrthümer verschwinden, alle Dunkelheiten sich aufklären.

Man kann es einem Gedanken ansehen, wenn ein Lichtmensch ihn gedacht hat, die Klarheit seiner Seele — etwas Zartes, Geistiges, Wohlgebildetes, Einleuchtendes, sich kunstlos Anfügendes bezeichnet ihn unverkennbar.

Aber auch im Herzen wohnt denen das Licht, die des Lichtes Kinder sind. Mögen noch nicht alle Flecken daraus vertilgt seyn — wann wären sie das wohl? —: vertilgt sind doch die-

jenigen, die auffallend entstellen, die sich gleich als unverträglich mit dem Lichte ankündigen; man wird nur solche an ihnen finden, welche tief eingedrungen waren, daß es Zeit und Mühe kostet, sie wegzuschaffen. Die meisten unheiligen Gedanken und Empfindungen können gar nicht in ihnen aufkommen, andere werden, sobald sie sich regen, von dem Reinen überwältigt. Mit keiner Unreinigkeit pflegen sie Gemeinschaft, keine gewinnt bey ihnen Aufmerksamkeit und Wohlgefallen, von keiner wird ihr Innerstes angetastet, von jeder haben sie sich im Innersten losgesagt, jeder den Krieg angekündigt. Will eine Neigung von ihrem Herzen Besitz nehmen: so muß sie vorher sich im Lichte verklären; nicht einmal einzuschleichen vermag sich eine, die sich nicht zum Bestehen im Lichte geläutert hat.

Viele haben sich zu einer beträchtlichen Höhe der sittlichen Würde emporgearbeitet, die wir verehren müssen, aber noch nicht den Kindern des Lichtes zuzählen dürfen. Dazu gehört ein Leben und Athmen im Reinen, eine freye Beweglichkeit in den Gränzen des Reinen, ein Geist der Reinigkeit im Denken und Thun, eine

Sympathie mit allem, was rein ist, ein Bedürfniß des Reinen in jeder seiner Gestaltung an, die vielleicht allein denen erreichbar sind, denen die jugendliche Unschuld des Herzens und Zartheit des sittlichen Gefühles bewahrt wurden.

Wo ein echtes Kind des Lichtes wandelt: da fliehet der unheilige Gedanke, da reinigt sich wenigstens für den Augenblick der Befleckte, da fühlt der Sünder sich besser gestimmt, oder zermalmt im Bewußtseyn der Schuld, da verbreiten sich Schimmer des Lichtes weit umher.

Kindern des Lichtes wagt man nur im Lichtgewande sich zu nahen — nur die unentweihte Hand zu biethen.

Das Licht hat nicht weniger ihr Gemüth erwärmt.

Aus dem Quell des äußern Lichtes fließt der Erde die Wärme zu, die das Erstarrte auflöst, das Todte neu belebt. Das Licht lockt ihre Knospen und Blüthen hervor, und bewegt das Herz der Natur, daß das Herrliche von ihm ausströme.

Häufig auch finden wir das Herz des Menschen erstarrt in Todeskälte, allein empfänglich

für Sinnenlust und Sinnenschmerz, unfähig der Theilnahme an andern, der Rührung durch geistige Dinge, des Enthusiasmus für das Große und Gute, gleichgültig gegen jedes, was nicht zu den aufgedrungenen Lebenszwecken gehört, und auch für dieses mehr interessirt in dem Streben und der Anstrengung, als in dem Gefühle. Solche Wesen aber, die aus dem Lichte das Leben empfangen haben, sind auch von ihm erfüllt worden mit Lebenswärme; diese hat ihre Herzen erweicht und aufgeschlossen allem Zarten und Heiligen. Kein menschliches Leiden und keine menschliche Freude, die nicht von ihnen nachgefühlt würden, kein Ton menschlicher Empfindung, der nicht bey ihnen anklänge, und, sanft oder gewaltig, fröhlich oder trauernd, heiter oder ernst, ihre Brust durchzitterte. Jede echt menschliche Bewegung des Gemüthes ist ihnen vertraut, wird, wo sie sich kund thut, von ihnen verstanden, und auf eigne Weise im eignen Gemüthe gebildet, in das ewige Leben desselben verschlungen.

Aber auch aus eignem Boden treibt die Wärme eine Fülle frisch blühender Gefühle, und keine Erscheinung, die das Herz zu rühren

vermag, zieht an ihrer Betrachtung vorbey, ohne etwas zurück zu lassen, was tiefer in das Gemüth eindringt, dort zu erzeugen neue Offenbarungen des Schönsten und Besten. Sie fühlen für Gott, für den Himmel, für die Menschheit, für die Natur und für die Kunst, für das Große und für das Gute, für jede Sache, die mit irgend einer würdigen Angelegenheit, mit irgend einer Trefflichkeit, mit irgend einem beklagenswerthen Mangel in Verbindung steht.

Sind ihnen gleich die stillen, sanften, mehr innigen als starken Empfindungen am meisten befreundet: so bleibt ihnen doch das Erhabene und Gewaltige nicht fremd; nur ist eine heilige Ruhe, ein Hauch des Friedens, darüber verbreitet, wenn es in ihr Gemüth aufgenommen ward, es mäßigt sich alles in der Milde des Herzens; wie auch das äußere Licht uns im reinen Schimmer süßer ist, als im strahlenden Glanze, und durch seine Milde den aufgewiegelten Sinn zur Ruhe bringt.

Kinder des Lichtes können begeistert werden, und sind es oft — aber nicht in jener stürmischen Aufregung, die, allein von der

Phantasie erzeugt, bald ermattet, sondern mit ihrem ganzen Wesen, in einer stillen, seligen Erhebung, die, mit der hellen Anschauung gepaart, von der besonnenen Betrachtung unterhalten, fortdauert, jede That beseelend und verklärend begleitet.

In der Liebe vornehmlich erkennen wir die köstliche Frucht des erwärmenden Lichtes.

Liebend schließt die Erde ihren Schoß auf, wenn das Licht sie berührt, und alle ihre Kinder ruhen schweigend und fröhlich an der mütterlichen Brust, die sie mit frischer Kraft und Schönheit nährt.

Regungen des Wohlwollens spüren wir in uns, selbst die rohe Begierde nimmt, vergeistigt, die Gestalt der Liebe an, in Liebe wollen wir uns dem verbinden zur süßen Gemeinschaft, was sonst zum sinnlichen Genusse gesucht wurde schon durch den Einfluß des äußern Lichtes. Lasset aber erst das höhere Licht der Seele aufgehen, und seine Strahlen erwärmend und erweichend in das Herz fallen: o, dann zerfließen die Selbstsucht, die Härte und der Stolz, dann sinkt der Mensch dem Menschen an das

Herz, und gibt das Herz dem hin, wovon er sich angezogen fühlt.

Die Liebe ist des Lichtes erste Ausgeburt, dasjenige womit das Lichtleben in uns beginnt, woraus ihm stäts neue Kräfte zufließen, und wodurch es, beseelend, bildend, in alle Theile unsers Wesens dringt. Man gehört der Finsterniß noch an, wie viel man auch im Lichte zu schauen glaubt, wenn man noch die Liebe bey sich vermißt. Kinder des Lichtes sind der Liebe voll, Liebe ist der Trieb und die Stärke wie ihres Handelns so ihres Duldens, reinigt und erhöht sich in ihnen ohne Aufhören, und drückt sich aus in den mildesten Stimmungen, in den schönsten Neigungen des Herzens, in Güte, Nachsicht, Schonung, Gefälligkeit, Gelindigkeit, in williger Entsagung und ungeheuchelter Demuth.

Hier können nun auch nicht fehlen die Freudigkeit und die Zuversicht. Der Finsterniß gesellen sich der Kummer und die Angst; in der Finsterniß richtet sich der Gram vor dem Menschen auf, bekleidet mit ihrem Gewande und sicher in ihrer Beschattung; in der Finsterniß überfällt den Menschen das Grauen, und aus

dem, was sie verhüllt, bildet die Phantasie Gestalten des Schreckens. Das Licht der Wahrheit gibt allem ein fröhliches Ansehen, dem tiefen Leiden eine freundliche Beleuchtung: denn heiter ist die Natur des Lichtes, und Wahrheit die Quelle der Freude; vor dem Lichte fliehen die Nebel, die dem Menschen so vieles verdüstern. Das Licht verjagt die nächtlichen Phantome der Angst, zeigt uns allenthalben Verhältnisse, die uns Vertrauen einflößen müssen, und strahlt erhellend auch in die dunkle Zukunft. Leicht und frey schlägt dann das Herz, und kräftig erhebt sich der Muth in der Brust entgegen selbst dem Ungewissen und dem Furchtbaren.

Die Kinder des Lichtes haben indeß nicht allein das Licht in sich, sondern lassen es auch leuchten in ihren Thaten, in ihren Worten und in ihrem ganzen Wesen. Was von ihnen ausgeht ist Offenbarung des Lichtes, trägt unverkennbar die reine, segnende, erleuchtende, truglose und freundliche Natur desselben an sich, daß jeder sie erfahre, der sich ihnen naht.

Sie führen einen Wandel des Lichtes, dahin trachtend, daß ihre Handlungen rein seyen, wie das Licht, und jedem so erscheinen mögen. Wie sehr auch ihr Inneres dem Unreinen entfremdet ist: doch konnte es ihnen begegnen, daß dasselbe in irgend einer Verkleidung sich einschliche; darum bleibt beständig ein prüfender, wachender Blick auf das Herz und das Leben gerichtet, damit die Welt sie nicht beflecke, darum fliehen sie die Gelegenheit, und suchen auch das von sich abzuhalten, was an das Unreine erinnern, mit dem Unreinen verwechselt werden könnte — ohne indeß darüber die sichere Unbefangenheit des Gemüthes einzubüßen, von der aber die Unsträflichkeit ihres Lebens den schönsten Reitz empfängt, denn außer daß ihr feiner moralischer Sinn das Unsittliche leicht unterscheidet, ist ihnen das Bild einer himmlischen Reinheit, in dem das Herz seinen köstlichsten Schatz, seine innigste ewige Liebe bewahrt, stäts gegenwärtig.

Von den Strahlen des irdischen Lichtes getränkt, steht alles erquickt, verjüngt und gestärkt; das Licht schmückt die Welt mit Sonnenschein und Blumen und Freuden, daß die

seligste in das Herz des Menschen fließe, und jede andere in ihm sich ihrer bewußt werde. Hierin gleicht ihm das Leben derer, die des höhern Lichtes Kinder sind. Wo sie erscheinen, da kommt die Freude mit; wo sie waren, da verweilt noch lange die Freude. Was sie berührt haben, ist mit dem Sonnenscheine und den Blüthen des Lichtes geschmückt worden. Niemand geht von ihnen weg, ohne durch irgend etwas erfreut worden zu seyn, wäre es auch nur durch einen Blick, durch eine flüchtige Gefälligkeit, durch den bemerkten, ernstlichen Willen gewesen. Sie bestreben sich, so viel Lust zu verbreiten, als sie vermögen, und, aufmerksam auf jede Gelegenheit dazu, eilen sie, zu vollbringen, was das Herz ihnen gebiethet. Die Freudigkeit des Lichtes im eignen Gemüthe empfinden sie nie so stark und so schön, als indem sie andern Freude machen.

Lichtverbreitend und wärmeerweckend ist, was aus ihrem Munde geht. Man wird belehrt, so oft man sie hört — selbst da, wo sie nicht belehren wollen, ihr anspruchsloses Wort ist eben so gehaltvoll und wichtig, als einfach, deutlich, treffend und einleuchtend. Doch drängt

es sie auch zur vorbedachten, absichtlichen Mittheilung, damit das Licht durch sie sich weiter verbreite und Kräfte gewinne. Anmaßung kann dabey nicht in ihre Seele kommen: denn sie wissen, wie durch den Tausch der Gedanken diese sich aufhellen und berichtigen, und zeigen sich gleich bereit zu empfangen und zu geben; in dem Lichte, aus dem sie geboren sind, führen sie ihr liebstes Leben. Vornehmlich aber werden einverstandene Seelen zum Mitgenuß der Schätze gezogen, die sie gewonnen haben.

Ein nicht weniger süßes Geschäft finden sie darin, mit den Gefühlen ihres Herzens fremde Gefühle zu erregen und zu berühren, die eignen durch diese zu reinigen, zu bilden, zu erweitern, und diese durch jene zu entflammen. Was in ihnen lebt soll in andern Leben erzeugen, und erhöht zu ihnen zurück kehren. Sie können nicht anders, als von dem, was sie mächtig ergriffen hat mit Begeisterung reden, und die heiligen Rührungen ihres Herzens offenbaren.

Ihre Worte glänzen immerdar im ungefärbten Lichte der Wahrheit, daß alles, was sie reden, sey wie am hellen Tage, wie von

der Sonne beleuchtet, daß es bis in sein Innerstes hinein die Prüfung des Lichtes ertragen könne, und unzweydeutig wahr, zuverlässig in jeder Hinsicht, erfunden werde. Das Falsche, Trügliche, Heimliche, halb Versteckte, Schwankende verabscheuen sie, als der Finsterniß verwandt.

Einfach, wie das Licht, ist ihre Verkündigung, darum auch in ihrem ganzen Wesen nichts Entstelltes, Erborgtes, Erheucheltes, künstlich Nachgeahmtes, dem der Sinn widerstrebte. Was der Blick, die Miene, die Bewegung verrathen, das wohnt im Gemüthe; man glaubt die Wahrheit selbst zu sehen, wenn man sie sieht.

Ihnen kann es nicht einmal Noth thun, etwas zu verhüllen oder aufzuschmücken für die Welt. Ihr Innwendiges verschließt nichts, das das Licht scheuen dürfte, am stärksten wird der Glanz von der Liebe bewegt, der Glanz der Liebe spiegelt sich in der Heiterkeit und Freundlichkeit ihres Angesichtes, in der Huld und Anmuth ihres Benehmens. Das durch und durch Wahre ist zugleich das Schöne, das Edle, was immer und am meisten gefällt, und dann die

vortheilhaftesten Eindrücke macht, wann es sich am kunstlosesten hingiebt.

Echte Kinder des Lichtes wandeln wie Verklärte über die Erde; man kann sie nicht anblicken, ohne sich ihrer zu freuen.

Endlich haben die Kinder des Lichtes ihren Sinn stäts dem höhern Lichte zugewendet. Ihnen genügt nicht der matte und getrübte Schein, der davon auf die Erde fällt; das Licht in ewiger Klarheit, in himmlischem Glanze, obgleich jetzt ihr Auge es noch nicht ertragen kann, bleibt ihre Sehnsucht; weil von ihm ihr geistiges Leben stammt, darum fühlen sie sich auch dafür geboren, darum wollen sie ihm entgegen, und in seine Strahlen sich tauchen.

Was mit Lichtesverheißung ihnen naht, das begrüßt ihre Seele jauchzend; sie finden darin Bothschaft des Lebens und der Wonne.

Gott, das ewige Licht und alles Lichtes Quell, ist ihrer Seele immer gegenwärtig, auf ihn schaut ihr Auge, bey ihm lebt ihr Herz, sie haben es sich zur süßen Gewohnheit gemacht, in der Gemeinschaft des besten Wesens ihres

Daseyns inne zu werden. Was sie beschäftigt wird mit heiligendem Gottesgefühl bezeichnet. Von Gott empfängt ihre Seele Rath, Trost und Stärkung, von seiner Herrlichkeit verlangt sie sich immer mehr zu erfüllen, und dadurch immer fester zu bestehen in der Kraft und dem Wesen des Lichtes.

Denn auch die Lichtnatur in ihnen ringt nach immer größerer Vollkommenheit und Klarheit. Sie hören nicht auf, ihren Gesichtskreis zu erweitern, ihre Begriffe auszubilden und zu berichtigen, ihre Gedanken zu erheben; sie trachten nach immer größerer Reinheit und Liebe, sie erwärmen immer mehr ihr Herz für das Schöne und Große, sie sehen unverwandt hin auf das Bild der höchsten Trefflichkeit, daß es tiefer in ihr Leben dringe, und der Mensch des Lichtes sich herrlicher gestalte.

Auf Erden indeß wird ihr Verlangen nie ganz gestillt; die Erde ist die Heimath der Nacht, vieles bleibt in ihre Schatten gehüllt, und kann nicht aufwärts; der Wahn, die Schwachheit und das Elend werden sie immer bewohnen. Darum hängt ihr Blick still gläubig und hoffend am Himmel, von dem das

Licht kommt, wo es in vollem Glanze sich ergießt, wo Wahrheit und Reinheit, Liebe und Friede im festen ewigen Bunde des Lichtes stehen, und die Seligkeit des Lichtes über alles verbreiten. Hier läßt der trübe Schmerz nicht von ihnen ab; das lenkt ihre Sehnsucht in die Höhe, bewahrt ihnen den Lichtsinn und verwandelt ihn in den Sinn des Himmels.

Der Lichtmensch kann nie den Himmel verlassen, denn er findet das Bild und die Verheißung des Himmels in sich.

Bilder des Lebens.

Zweytes Buch.

VII.

Aus Euphranors Papieren.

1.

Ich habe gelebt und geliebet.

Ja, man lebt nur wahrhaft so viel, als man liebt. Davon, daß Liebe in mir gewohnt, in mir geweint, gezittert, gejauchzt, gehofft, geduldet hat, ist mir das Bewußtseyn eines menschlichen Lebens geworden.

Für die Liebe haben Natur und Erziehung mein Herz gebildet, und jede Lust die in dasselbe einzog, mußte Liebe werden, was nur freundlich vor mich hintrat, in irgend einem Wohlgefallen meine Seele berührte — Liebe erwecken. Ich habe mir nie etwas aneignen kön-

nen, als in Liebe, und was nicht meine Liebe zu gewinnen wußte, das ist mir fremd geblieben, ich habe ihm kalt gegenüber gestanden, und bin kälter davon weggegangen, welchen Glanz der Herrlichkeit es mir entgegen strahlte, welchen Zauber der Bethörung es an den Sinnen versuchte.

Aber ich habe auch Liebe empfunden, als Kind, als Jüngling, als Mann zu tausend Dingen, die andern nichts waren; die Liebe hat zwischen ihnen und mir unvergängliche Bündnisse gestiftet, die noch meine Tage verschönern, und mich fühlen lassen inniges, frisches, lebendiges Leben.

Euch, ihr theuern Gegenstände meiner Freude, meiner Schmerzen und meiner zärtlichen Sorge, soll auch das alternde Herz treu umfassen: denn mein Leben wäre geendigt ohne Euch, ohne Euch vermöchte ich nicht einmal zu sterben. Wenn die Kraft Euch nicht mehr halten kann, wenn Ihr den Sinnen entweicht, allmählig, in Dämmerung, in Nacht: dann sey Euer Bild noch, umleuchtet vom Schimmer der Jugend, im Gemüthe, und steige, der letzte Gruß des Lebens, sein einziges Andenken,

mit mir hinunter zu den Schatten, daß ich dort zeugen möge: ich habe gelebt und geliebet.

Von der Liebe verlassen, ist das Leben verbraucht, schaal, nichts mehr nütze, voll Noth und Qual der Leerheit; daher das Matte, Trübe, Muthlose, Bange, Unruhige, Unerträgliche so vieler Stunden. Daß ich sie wegtilgen könnte diese Stunden — denn auch mir sind sie nicht unbekannt geblieben —! Was da von mir empfunden, gedacht, gewollt, gewirkt worden ist, oft mit schweren Anstrengungen, was mich da entzückt, gebeugt, alle meine Kräfte beschäftigt, was ich da, häufig nicht ohne fremde Billigung, ja zuweilen mit lautem Lobe, vollbracht: es mag seinen Werth haben, aber mein Leben kann ich nicht darin finden, ich wurde nur gebraucht, auch da, wo ich mich selbst getrieben; es mag nicht verloren zu achten seyn für die Welt, aber mein Leben hat still gestanden, ist unterbrochen, nicht selten herausgerissen worden, aus seiner schönen Eintracht, aus seinem herrlichen Zusammenhange; darum wünsche ich, es wäre nicht gewesen,

Und was hätte es werden können, was werden müssen unter dem Einflusse der Liebe, beseelt mit ihrem Muthe, mit ihrer Kraft, mit ihrer Freudigkeit, mit ihrem schöpferischen Geiste, mit der Lebensfülle des Herzens!

Auch von der Selbstsucht weiß ich zu sagen. Zwar habe ich redlich gegen sie gekämpft; aber oft hat sie mein Herz lange besessen und gefoltert, fast in jeder Gestalt, als Ehrgeitz, Dünkel, Hochmuth, Eigensinn, Verschlossenheit, Trotz und Kleinmuth hat sie mich besessen und gefoltert. Ach, das war Tod des Herzens! Nein es war nicht todt — erstarrt war das Herz, und fühlte doch die Kälte des Todes; arm, bettelarm war das Herz, und hatte noch Träume von schwelgerischem Ueberfluß; ohne Hoffnung war das Herz, und trug sich doch noch mit einem Wahne, mit einer verschollenen Sage von einem Lande süßer Heimath; aufgestört, umhergeworfen, zerrüttet, in tausendfachem Streite mit sich selbst war das Herz, und doch wollte nicht fort ein dunkler Anklang, der an Frieden mahnte. Nicht Tod nicht Leben war das; entsetzlicher als der Tod — dieses Gespenst des Lebens.

Aber wie ward mir, wann es sich nach langen Kämpfen wieder hinabsenkte in meine Brust, warm, weich und friedevoll! wann es sich wieder an die Brust drängte, bekannt, vertraulich, und hineinflüsterte die alten himmlischen Laute des Einverständnisses! wann es sich wieder dicht um mich lagerte, mild, blühend, reich — ein häusliches Beysammen, und ich nicht begriff, was mir je hatte fremd seyn können! wann das Herz sich wieder aufschloß der Welt, den Menschen, der Arbeit, dem Genusse, der Wahrheit, der Tugend, dem Himmel, den Erwählten. Ja, dann lebte ich, dann durchströmte mich Leben, dann sog ich Leben ein in vollen Zügen.

Man muß sich eben so sorgfältig hüthen, die Liebe, die himmlische, mit der Begierde zu verwechseln, als sie, die frey waltende, weit herrschende, auf ein zu enges Gebieth zu beschränken.

Die Liebe bezieht sich auf etwas Fremdes; dieses will sie dem Herzen nahe halten, aneignen, und mit ihm in Gemeinschaft setzen, daß es, gebend und empfangend, mit dem Her-

zen lebe. Sie kennt keine Selbstsucht — nur freyes Wohlgefallen, dessen Bedingung das Fortbestehen und das gleiche Recht des Geliebten ist, das dieses nie unter sich herab, wohl aber über sich hinaufsetzen kann. Ein Du und Ich, und Ich und Du verlangt jede Liebe, beyde in innigster Vereinigung.

Auch die Begierde bezieht sich auf Fremdes, aber nicht um es mit sich zu verbinden, sondern um es sich zu unterwerfen, um es in sich aufzunehmen, zu verschlingen, genießend zu zerstören. Sie ist baare Selbstsucht; sie kennt kein Du, denn alles soll dem Ich dienen, geopfert werden.

Die Liebe berührt leise, umfaßt innig; die Begierde tastet plump an, und reißt mit Gewalt zu sich hinüber.

Erhalten ist das Werk der Liebe, Zerstören das Trachten der Begierde.

Die Begierde hascht nach dem Augenblicke, Liebe sucht Ewigkeit. Jene ist bald gesättigt, und dauert nur dadurch fort, daß sie sich stäts erneuert. Diese lebt ruhig, genügsam, ein gleich klares, besonnenes, seliges Leben; sie kann sich an andre Gegenstände wenden, wo die frühern

von ihr gewichen, oder ihr verleidet worden sind, aber sie selbst bleibt im Herzen. Wer einmal geliebt hat, muß immer etwas lieben; es sey denn, daß er gemein werde, und sich verzweifelnd der Begierde in die Arme werfe. Selbst die Liebe, die leichtsinnig, wandelbar, von ihrem Gegenstande abfiel, wenn anders das Herz nicht verwüstet, und sie je wahre Liebe gewesen ist, hat eigentlich nicht aufgehört, sie war nicht gesättigt, sondern in Täuschung befangen; sie kehrt gewiß einmal zu ihr zurück, wäre es auch nur in einer süßen Trauer, in einer Sehnsucht bis ans Grab — mit Verwerfung jedes andern, das sich dem Geliebten vergleichen möchte. In irgend einem seligen Momente trifft sie von neuem des Bessern Herz, und jugendlich frisch und kräftig lebt es darin auf, stiller, fröhlicher entfaltet sich ihre Blüthe, wenn er ihr Luft und Nahrung schafft, und neue Seligkeit verbreitet sich das Daseyn.

Die Begierde trachtet allein nach sinnlichen Dingen; und richtet sie sich zuweilen auf Geistiges, so muß sie es in das Reich der Sinne hinabziehen, denn nur das Sinnliche kann so stillen, wie die Begierde gestillt seyn will.

Die Liebe ist geistiger Art, allein dem Geistigen wendet sie sich zu; soll das Sinnliche ihr Interesse gewinnen, so muß es fähig seyn, im Geiste, geistiges Wesen anzunehmen.

Lieben können wir daher alles, was in geistiger Gestalt und auf geistige Weise das Herz wohlthuend berührt — mit ihm in ein beständiges, gegenseitig beglückendes Bündniß zu treten vermag, Lebloses und Lebendiges, Geschäfte, Güter, Gedanken, Gegenstände der Betrachtung, Menschen und über uns erhabene Wesen.

Wir lieben diese Dinge, sobald sie in ruhiger Anschauung uns entzücken, unser Herz in süßem Zauber fesseln, das Bedürfniß aufregen, sie uns gegenwärtig zu erhalten, ihnen etwas mitzutheilen, in ihnen unser Bild auszudrücken, in ihnen das Schöne, uns befreundete, unser Daseyn Ausfüllende und Abspiegelnde zu erblicken. Denn daß zwischen allen diesen Dingen und uns ein gegenseitiges Einwirken, ein vertraulicher Umgang, Rede und Antwort möglich ist, weiß jeder der je im Geiste gelebt hat.

So lieben wir die Natur, unsern Beruf, ein Vergnügen, ein Buch, ein Kunstwerk, die

Ehre, das Vaterland, die Menschheit, das Wahre, das Gute, die Gottheit, unsre Bestimmung, den Freund, die Vermählte des Herzens. Bey dem allen, wie verschieden seine Natur und sein Verhältniß zu uns seyn mag, haben wir im Ganzen einerley Stimmung, einerley Sehnsucht, einerley Trieb des Handelns. Dies alles wird uns erst dann, was es uns seyn kann und soll, wenn es sich uns in Liebe vermählt.

Recht innige Liebe indeß empfinden wir nur gegen das, was lebt, was vernehmbar und vernehmend, was denkend, fühlend und erwiedernd uns gegen über steht — die innigste gegen das Wesen, zu welchem das reinste und stärkste Wohlgefallen, erzeugt durch Schönheit, Kraft oder Anmuth der Seele, durch geistige Verwandschaft, durch das Bewußtseyn, nur mit ihm könne unser Leben als Ganzes sich darstellen, und in sich selbst wonnevoll befriedigt seyn, uns hinzieht. Da dringet die Liebe tief in das Herz, da sammelt sie um sich, oder löset in sich auf alle Erscheinungen des Lebens, da wird das Leben wunderbar neu geschaffen,

daß es sich selbst als echtes, volles, seliges Leben erkenne.

Die höchste Liebe des Menschen ist das Unsichtbare, die Wahrheit, die Tugend, Gott. Freylich erreicht diese Liebe nicht die Innigkeit, welche jener eigen ist, ohne daß sich ihr Sinnliches beymische, und sie dadurch in Schwärmerey ausarte; doch ist sie, unbeschadet ihrer Lauterkeit, einer Stärke fähig, vermöge welcher sie die Seele dem Unsichtbaren ganz weiht, daß sie in der Gemeinschaft dasselbe denke, empfinde, wolle und handle, und in mannichfaltigen Erhebungen, Tröstungen, Erquickungen, Freuden und heiligen Antrieben seinen Einfluß erfahre.

In der Gottesliebe der Mystiker ist wohl vieles sinnlicher Art; aber daß sich darin auch etwas offenbart, was man zu dem Edelsten der menschlichen Natur rechnen muß, daß man sich wirklich der Gottheit in einer reinen Liebe, die mit jeder andern aus derselben Quelle fließt, und die Veredlung der Seele vollendet, hinzugeben vermag: das läßt sich ohne Verkennung des echten, ursprünglichen Wesens der Liebe, ohne Herabsetzung derselben nicht läugnen.

Eine solche Liebe muß unser Leben beseelen, damit es sein Herrlichstes gewinne. Denn, was hoch über dem irdischen Daseyn steht, was diesem erst den Geist des wahren Lebens einhaucht, können wir uns nicht anders aneignen, als durch Liebe. Wir erheben uns zu ihm im Glauben, wir beugen uns vor ihm in der Verehrung, wir umfassen es, wir machen es zu dem Unsrigen, wir werden ihm ähnlich und seiner Seligkeit theilhaftig allein in der Liebe. So lange wir es bloß im Glauben und in der Verehrung erkennen, sind wir noch von ihm ausgeschlossen, stehen wir noch sehnsüchtig und schüchtern in der Ferne, dumpf und trübe schleicht unser Leben noch unter den Schatten der Erde. Aber es sendet sein Licht und seine Wärme in das Herz, und erzeugt in demselben Liebe; nun gehört es uns an, und wir ihm, wir erfahren den ganzen heiligenden und beglückenden Einfluß des Höchsten und Besten.

Von Jugend auf habe ich nach Wahrheit geforscht, nach dem Guten gestrebt; aber die Liebe der Wahrheit und des Guten war lange nicht in mir, allmählig gewann sie mein Herz,

unter schweren Anstrengungen und Kämpfen mußte ich ihr Platz machen. Seit sie das Herz gewonnen hat, weiß ich, daß es ein Leben in der Wahrheit, ein Leben in der Tugend gibt, wo Wahrheit und Tugend, ungeachtet der Mängel unsrer Einsichten, der Schwächen unsers Gemüthes, an jedem Gedanken, an jedem Gefühl, an jeder Neigung, an jedem Entschlusse sich äußern; die himmlischen haben sich in Trieben und Kräften des Lebens mir kund gethan.

Frühe wurde ich gewöhnt zur Gottesfurcht, frühe auch empfand ich bey dieser Furcht Anwandlungen der Freude, der Zuversicht, der Getrostheit; aber Gott lieben, ihm vertraut werden, in seliger Freude ihm nahen, lernte ich erst spät. Seit ich es gelernt, weiß ich, daß man über sich hinausgehen muß, um das rechte Leben zu erlangen, daß die höchste Energie, die höchste Klarheit, das reinste Gefühl des Lebens mit seiner Liebe uns überströmt. O, mein Herz ist noch weit ab von Gott, es ist noch so manche andre Liebe darin mächtig, die jene bald hindert, bald niederdrückt; ungöttliches Wesen läßt mich oft nur schüchtern ihm nahen, oft unbegreiflich kalt ihn vernehmen —

doch kenne ich den Frieden, den die Welt nicht gibt — den Unaussprechlichen. Wann ihm das Innere sich aufschließt, wann seine Liebe, in bebenden Entzücken, oder in ruhiger Wonne, es ergreift: dann ist Leben über mir — in mir — um mich her; dann glaube ich an das Leben, dann ist es mein deutlichster, gewissester Gedanke, daß ich nicht sterben kann, daß ich ewig leben werde; dann ist mir, als ob mit meiner Liebe die Unsterblichkeit herabgekommen wäre in mein Daseyn.

Indeß auch, was wir sonst unser Leben nennen ist kraftlos, elend, gemein ohne die Liebe. Nur die Liebe kann es zum vollen, fröhlichen Leben gestalten, den Geist des Lebens ihm mittheilen. Das Leben ohne Liebe läßt sich auf nichts beziehen, an nichts befestigen, durch nichts zur Einheit bringen. Wir müssen etwas lieben, um etwas zu haben, wofür wir alles thun, wornach wir aus allen Kräften streben, wohin wir alles lenken, woran wir alles schätzen, dem das Herz, als seinem höchsten Gute sich ergibt, wodurch das Leben ihm Bedeutung und Werth erlangt, wobey es Trost, Ermunte-

rung, Freude findet, wodurch es sich gehoben und gestärkt fühlt, worin es sich selbst, sein Wünschen und Sorgen, sein Weh und seine Lust versteht. Die Begierde vermag uns das nicht zu gewähren; sie braust auf, und sinkt ermattet dahin, sie wird nie der Angst und Unruhe frey, ist unaufhörlich mit sich im Streite, und begreift selbst nicht, was sie an dem hat, wornach sie dürstet, und kann es nicht begreifen, weil es mehr dem Suchen als dem Finden angehört. Die Liebe schließt das Leben, ohne es zu beengen, in sichere Gränzen ein, sie setzt ihm, ohne seine freye Bewegung zu hindern, feste und schöne Ziele, und gibt ihm eine bleibende Richtung, in der es sich am meisten gefällt, weil es in ihr am meisten sich selbst besitzt, und am bequemsten seine Reichthümer überschaut.

Die Lust, seines Lebens und Vermögens inne zu werden, setzt voraus, daß man für etwas zu sorgen habe, wofür man gern sorgt, welches man nur denken darf, um mit dem lebhaftesten Triebe, den freudigsten Muth und die süßeste Belohnung zu empfangen.

Hin und her wankt das Leben, unsicher,

zwecklos, werthlos, freudelos, das von keiner Liebe getragen und geordnet wird.

Im Empfinden und Auffassen, im denkenden Verarbeiten des Empfundenen und Aufgefaßten äußert sich das Leben. Wo aber empfinden wir feinsinniger, schärfer, reiner, wo fassen wir zarter und lebhafter auf, wo bildet sich deutlicher und richtiger der Gedanke hervor, wo sind alle Vermögen, durch welche wir die Welt in uns aufnehmen glücklicher gestimmt, als in der Liebe? Was ist mehr geschickt das oft getrübte Auge des Geistes zu klären für das Geliebte, wie für jedes andre als die Liebe? Ist es nicht, als ob mit der Liebe der Geist in alle Sinne zöge, in allen Sinnen sich regte?

Wir leben um so mehr, je thätiger wir sind, aber eine zugleich eifrige, ruhige, weise, anhaltende, seelenvolle Thätigkeit, worin eben das rechte Leben sich offenbart, lehrt allein die Liebe. Die Thätigkeit ist entweder matt, mühselig, mechanisch träge, schwergängig, pedantisch, knechtisch, oder leidenschaftlich, brausend, unbesonnen, zu nichts führend, viel verwirrend, wenn wir nicht entweder zu ihr selbst,

oder zu der Sache, der sie sich widmet, oder zu sonst etwas das uns dabey vorschwebt, im Gemüthe liegt, das dadurch einer Last enthoben, an Freude gewinnen wird, eine reine Liebe haben. Die Liebe aber vereinigt mit dem warmen Interesse, mit der frohen Lust, der leichten Beweglichkeit die zwanglose Ordnung, die heitre Geistesgegenwart, die immer wahre Bedachtsamkeit. Was man mit Liebe, aus Liebe thut — wie ganz anders ist es geartet, wie geschlossener, vollendeter, bedeutsamer, als was mit kaltem Herz, aus Noth, Eigennutz, schwacher Gefälligkeit geschieht! Welch einen Reichthum von Gedanken, von Beziehungen, von Gefühlen weiß die Liebe in ihre Werke hinein zu legen, oder an dieselben zu knüpfen!

Das volle Leben ist kräftiges Daseynsgefühl. Was sonst unser Herz bewegt, treibt uns nur zu leicht aus uns selbst heraus, macht, daß wir uns verlieren an das Fremde. Die Liebe behält nicht allein sich selbst, indem sie sich hingibt, kann nicht allein bloß in so fern sich hingeben, als sie sich selbst behält; sie öffnet auch das ihnen sonst verschlossene Herz zahllosen Eindrücken, von denen wir auf mannichfaltige Wei-

se die Versicherung unsers Daseyns empfangen; sie selbst ist eine fortdauernde Versicherung desselben, darin daß man liebt, erfährt man am deutlichsten, daß man ist, und jede Freude, wie jedes Weh, es werde uns vom Geliebten oder sonst woher, läßt uns inne werden lebendiges Bestehen in der Reihe der Dinge, lebendigen, süßen Zusammenhang mit der Welt. Wie die Liebe fühlend beginnt, so zieht sie auch fühlend, verfeinernd und erhöhend das Gefühl, und so daß wir in jedem Gefühl, ohne engherzige Selbstheit, uns selbst haben, alles zu sich hinüber. Ihre zartesten Rührungen und ihre gewaltigsten Erschütterungen sind Lebensverkündigung. In allen Pulsen schlägt und jauchzt es, daß wir sind. Dahin strömt es unaufhaltsam, bald sanft, bald mächtig, worin das Eigenste unsrer Kraft sich uns enthüllt.

Kein Leben ohne Lebensgenuß. Wären aber wohl andre Genüsse denen zu vergleichen, welche die Liebe gewährt? Wahrer Genuß kann uns nicht einmal durch etwas zu Theil werden, das wir nicht lieben, das nur der rohen Begierde zusagt, oder einer augenblicklichen Laune schmeichelt. Wie köstlich dagegen, was

von dem Geliebten, das Leben erquickend und stärkend, in das Herz fließt, was ein geliebtes Wesen eingerichtet, besorgt hat, worin es seinen Sinn ausspricht, was wir am Geliebten Schönes, Freudenreiches wahrnehmen, was die Phantasie ihm zugesellt, was wir für das Geliebte ausdenken, veranstalten — und jedes andre, wenn die Kränze der Liebe es schmücken, wenn der Gesang der Liebe es umweht, ihre zärtlichen Laute es umflattern, wenn ein liebevolles Herz davon bewegt wird! in welchem Glanze schwimmen dem liebevollen Herzen Himmel und Erde, daß es vergehen möchte in der doppelten Lust!

Jene lautre Stimmung für den Genuß, wobey auch das Leiseste und Geheimste desselben nicht unempfunden bleibt, während das Ganze hinüber wallt in wonnevolles Empfinden, und das Leben in Jubel dahin schwebt, verleiht allein die Liebe; und wer nie liebte, weiß nicht, welche Seligkeit ein menschliches Gemüth zu fassen vermag.

Die ruhigste Liebe schon dehnt das Herz aus, und erfüllt es mit Freude, wie viel mehr dann die hohe, die herrliche, die ganz Liebe

ist! Dürfte sie nie laut werden, müßte sie sich einschließen in die verborgenste Kammer des Herzens, und sich vertrauern in unendlichem Schmerze, in unendlicher Sehnsucht: doch würde sie Seligkeit seyn.

Gehören auch Schmerzen zum Leben: o, die Liebe ist dem Schmerze vertraut — den großen, heiligen kennt allein sie, und wie soll man trauern, wo man nicht liebt?

Aber sanft sind der Liebe Schmerzen, voll Trost des Glaubens und der Hoffnung, begleitet von Himmelsgefühl. Der Schmerz, der nicht klagt, dem die Thräne still im Auge steht, und schwer hinab in den Schoß fällt, der die Seele läutert und hinaufhebt, ist Schmerz der Liebe; es sind die Flügel der Liebe, auf denen er sich in die Höhe schwingt, der Sonne entgegen.

Kein rührender, kein edler, menschlich schöner Schmerz, der nicht der Liebe angehört.

Das Leben erreicht sein Höchstes in dem vollkommen klaren, sichern und beherrschenden Bewußtseyn seines gesammten Leidens, Thuns und Vermögens, seiner gesammten Empfindungen, Kräfte und Triebe. Wo ist aber der

Mensch sich in seinem ganzen Wesen, bis auf das Verstockteste herab, so gegenwärtig, so durchschaulich, so begreiflich, wo tritt so ausgeschieden, so im Lichte, so geordnet, so bemerkbar in seinem Vorzüglichsten vor ihm, was er ist, was er seyn kann, seyn möchte, wo ist ihm seine Weltansicht so klar, sein Platz in der Welt, sein Verhältniß zu andern, und was durch ihn werden soll so gewiß, als wann die Liebe ihn besitzt?

Welche Fülle des Lebens in der Liebe!

Es drängt sich herauf aus den Sinnen, aus dem Geiste, aus dem Herzen; alles Menschliche ist wach — alle Kräfte regen sich alle Knospen treiben — alle Blüthen schimmern — alle Laute erklingen. Was nur irgend die Brust verschließt, will mit hinein in das allgemeine Leben, theilen die Lust, die Sehnsucht, das Schaffen. Jede Empfindung, jeden Gedanken, jede Neigung, was je des Geistes Eigenthum ward, nimmt die Liebe in sich auf, daß Vergangenheit und Gegenwart in ihr sich bewegen, und die Zukunft sich vorbilde.

Von allen Seiten zieht das Fremde, was werth ist, Theil unsers Lebens zu werden in uns ein, uns mit neuer Trefflichkeit zu bereichern. Auf das mannichfaltigste aber wird das Leben angeregt durch das Seyn, Empfinden, Thun des Geliebten. Jeder Moment seiner Nähe, jede Beschäftigung der Phantasie mit seinem Bilde ist Erweiterung, Erhöhung, Vervielfältigung unsers Lebensgefühles.

Wir leben mit allem, was unsre Liebe berührt, alles lebt in uns und mit uns.

Welcher Zusammenhang des Lebens in der Liebe!

Alles schmiegt sich an einander an, alles greift in einander ein, alles tritt an seine Stelle, alles vereinigt sich zu einem schönen, friedevollen Ganzen. In der liebenden Brust ist der Streit geschlichtet, das Widerstrebende versöhnt, der stillen heiligen Gewalt gehorcht, was sonst sich absonderte und feindlich empörte.

Welche Innigkeit des Lebens in der Liebe!

Wie es an das Herz dringt, vom Herzen

ausströmt, und dann wieder bange und freudig im Herzen verweilt! wie die Seele sich auflöst in das süße Empfinden, sich einschmiegt in das Fremde, als ob dort nur ihr Leben wäre, und es dann wieder in sich hinein saugt, als ob es nur in ihr leben könnte!

Welche Ruhe des Lebens in der Liebe.

O, über aller Unruhe des Schmerzes, der Freude, der Angst, der Sorge, des Strebens schwebt sie erhaben und heilig, alle beherrschend, alle mit sanftem Zauber stillend zum himmlischen Frieden. Das ist Ruhe des ewigen Lebens, Ahnung der ewigen Liebe!

So sah ich Dich, Allwina, an der Seite des Geliebten, in den Sälen der Kunst vor einem herrlichen Verklärungsgemälde. Noch war das Bekenntniß der Liebe nicht über Deine Lippen gegangen, noch verbarg es Dein Herz Dir selbst ein Geheimniß; doch war das zitternde Herz voll von ihr — jungfräuliche Schüchernheit, wahr, bis in das Tiefste, ohne Schminke und Zierde Dein ganzes Wesen. Da

übernahm es Dich wunderbar —. Die Gewalt der Kunst und der Liebe ergriffen Dein Herz. Der Himmel glänzte auf Deinem Angesichte — nahmenlose Seligkeit rein, ruhig, tief und doch hell, wie Sternblick, in Deinem Auge. Von allem Schimmer eines unbekannten süßen Lebens übergossen — es läßt sich nicht beschreiben dieses unendlich Heitre, dieses Strahlen stiller Wonne: — standest Du verklärt und schautest den Geliebten an, und wußtest nicht warum Du ihn anschautest — Du ergabst Deine Seele, das wußtest Du nicht —; aber hättest Du es gewußt, Du hättest nicht anders gekonnt; alles in Dir war besiegt von Einem — und dem Einen gehörtest Du an. Dieses Bild wird nicht aus meiner Seele weichen, ich werde es festhalten, so lange ich etwas festhalten kann. Es war der Frühlingsschein, die Morgenpracht Deiner Liebe. Nie begegnete ich Dir wieder — nie erfuhr ich Dein Schicksal. Aber ich weiß, Dein Leben wird immer Liebe — Liebe Dein Leben seyn.

2.

Das Bild im Gemüthe.

Laß dich nicht übermannen, Herz, von dem Gefühle der Vergänglichkeit.

Die Stunden rauschen dahin — mit ihnen was sie an uns vorübergeführt, was sie auf Augenblicke uns vermählt hatten — mit ihnen die erhabenen, die rührenden, die holden und reitzenden Gestalten alle, die uns begrüßten, vor denen wir uns beugten, denen wir an die Brust sanken, als ob wir ewig da ruhen dürften, die wir mit einer Inbrunst umschlangen, als wollten wir jedem Geschicke trotzend sie fest halten — mit ihnen die Erscheinungen alle, die glänzend, furchtbar, freund-

lich, vor uns aufstrahlten, aufschauerten, aufblühten in Milde und Liebe — die kleinen und großen Ereignisse, die uns mit sanfter Wehmuth und stiller Freude erfüllten.

Fort — und immer fort muß es — was uns gefällt, was uns entzückt meist am schnellsten —, damit Platz werde dem Neuen — und auch dieses wieder fort im Nu; was nicht von der Stelle will, wird gedrängt, mit Gewalt umgestürzt und weggerissen.

Schatten gaukeln um uns her, schweben uns zur Seite; wir strecken die Hand aus sie zu haschen — und es ist dahin, wir greifen ins Leere. Ein weites Reich heller und dunkler Träume liegt es hinter uns, was das Leben gebracht hat, was es bringt und noch bringen wird; dasselbe flüchtige Wesen ward allen eingeboren.

So ist die Bedingung des irdischen Daseyns. Warum rechnest du auf etwas anders? warum verlangst Du Dauer von dem, dessen ganze Natur die Dauer widerstrebt, dem der Tod in das Herz gelegt ist? Warum gibst du dich nicht hin der süßen Gegenwart? Warum freuest du dich nicht der bunt und fröhlich hinschweben-

den Bilder? Warum hast du nicht deine Lust an dem schwebenden, spielenden, flatternden Wechsel?

Ich verstehe dich: du empfindest nicht bloß — du fühlst; warmes Leben durchströmt dich, in der Tiefe wirst du bewegt, du liebst, du mußt umfangen, an dich schließen, mit dir vereinigen. Du hast verloren, was viel zu herrlich war, viel zu mächtig dich ergriff, in dich eindrang, dich erfüllte, in allen deinen Empfindungen sich regte, als daß du es vergessen könntest.

Das hättest du wirklich verloren? damit verloren, daß die äußere Gestalt verschwunden, für deine Sinne nicht mehr da ist? daß du sie nicht berühren, nicht mehr Blick und Rede mit ihr wechseln kannst? So klebtest du am Scheine, am Zufälligen — und hättest doch geliebt, und könntest doch so schmerzlich klagen?

Eben daß du nicht vergessen kannst, ist ein Beweis, daß du noch besitzest — da noch besitzest, wo aller wahre Besitz und aller echte Genuß wohnt, in dir selbst, in deinem Fühlen, in deinem Leben. Das obere Kleid ist

abgefallen; der schöne Körper blüht fort, und enthüllt freyer, in dem dünnen Gewande, das ihn noch umflattert, die schlanke, himmlische Gestalt, das leichte, anmuthige Spiel der Glieder. Was für dich bleibenden Werth hat, was dich in deinem Wesen befriedigen kann, das dauert geistig fort — geistig, wie seine innerste Natur ist, daran vermag die Gewalt der Vergänglichkeit nichts, das wird dein seyn, so lange du es fest hältst.

Hast du das nicht selbst schon erfahren? erfährst du es nicht täglich? fühlst du dich nicht oft unaussprechlich beglückt im Anschauen des längst Verblichenen, in der vertrauten Gemeinschaft dessen, wovon die Sage geht, es sey nicht mehr da?

Wohlan denn, wurzle dich tief ein in diese Ansicht der Dinge; sie ist die richtige, und je mehr sie auch die bey dir herrschende wird, desto stärker wird sie dir verbürgen, was nur irgend Beweinenswerthes herausgetreten ist aus der Reihe der Dinge, werde wiederkehren — verjüngt und herrlicher aus dem Reiche der Schatten auferstehen. Von allem was je in dir lebendig ward, ist dir etwas geblieben —

ein Zeichen, eine Spur, eine Wirkung, etwas Erzeugtes, Umgestaltetes, Hervorgehobenes, inniger Verknüpftes — von vielen sogar ein vollständiges Bild.

Ja das ist eine köstliche Gabe, daß wir im Stande sind, von dem, was wir Schönes fühlten, dachten, thaten, erlebten nicht bloß eine Erinnerung, sondern ein Bild, ein eigenthümliches, ausgemaltes, anschauliches Bild im Gemüthe aufzubewahren. Doch nein, es ist nicht unsre Gabe, es ist die Gewalt des Schönen an uns, es ist die Offenbarung seines ewigen Wesens, es sind seine tiefen Eindrücke, wodurch es in uns besteht; es setzt sich in uns fort mittelst eigner Kraft, nach dem Maße der Empfänglichkeit, die wir dafür haben, der Willigkeit, womit wir uns ihm hingaben, der Aufmerksamkeit, die wir ihm schenkten, der Sorgfalt, womit wir wegräumten, was es verdunkeln oder verwischen konnte. Dies allein ist unsre Gabe oder unser Geschick.

Manches Bild steht frisch und kräftig in meinem Innern, das sich mir aufgedrungen hat, von dem ich selbst nicht weiß, wie es sich

wunderbar meiner bemächtigte; ich war mir der Sache selbst kaum bewußt, als ich sie gegenwärtig erfuhr. Manches andre wäre nicht in mir, oder längst erloschen, wenn ich nicht selbst, verweilend bey dem, woher es genommen, es mir eingeprägt, und oft, mich ergötzend in seiner Betrachtung, es wieder angefrischt hätte.

Von zahllosen Gegenständen, die ich gesehen, mit denen ich gelebt, von Vorfällen, die sich mit mir oder andern zugetragen, in die ich verwickelt gewesen, die an mir vorübergegangen, die Eindrücke auf mich gemacht, von Gedanken, die ich gehabt, von Empfindungen, die mich bewegt, von Neigungen, die mich beherrscht, von Verhältnissen, in denen ich, kürzer oder länger, gestanden, von Gesprächen, die ich gehört, an denen ich Theil genommen, mit dem Blicke, der Miene, der Bewegung des Redenden, von eignen und fremden Handlungen, in denen ein menschliches Gemüth sich eigenthümlich ausdrückte, vornehmlich aber von interessanten Gegenden und Menschen sind Bilder in meinem Gemüthe geblieben.

Interessant auf irgend eine Weise mußte mir allerdings seyn, was durch sein Bild fortleben wollte. Aber interessant war mir nicht nur das Heitre, Wohlgefällige, Ergötzende, sondern auch manches Düstre, Schmerzliche, Bekümmernde — und manches, was tausend andern nur gleichgültig seyn konnte, wurde mir interessant durch die Stimmung, in der es sich mir darstellte, durch die Gedanken, die sich daran knüpften, durch die Empfindungen, die es zufällig erweckte, und die sich nicht wieder davon abtrennten, durch die Gestalt die es nach und nach in meinem Gemüthe annahm.

Mich selbst habe ich in diesen Bildern, was ich ursprünglich bin, und was die Welt, meiner geistigen Eigenthümlichkeit gemäß, an mir hervorgebracht. Dem, womit ich mich nicht versöhnen, woran ich mich nicht anschließen konnte, was mich empörte, mittelst der Leidenschaft allein auf mich wirkte, das wurde wieder ausgestoßen. Ich werde wohl daran erinnert, kann mich auch selbst darauf besinnen, aber ich muß es mühsam zusammenbringen; und selbst wenn ich es mir bis zum Erschüttertwerden vergegenwärtige, gewinne ich kein kla-

res Anschauen — ein Bild davon ist nicht in mir.

Was mir in der ruhigen Betrachtung gefiel, was mich sanft rührte, was mich fröhlich stimmte, was mich in stille Trauer versetzte, was mich innig erfreute, was mich mächtig empor hob, was die Tiefen meines Herzens aufschloß und was lustig die Sinnen umgaukelte, was mich in mich selbst hineinführte und was mich zu Welt und Menschen hinzog, was mir durch sich selbst theuer ward, und was mir Ahnung des Höhern gab, hat mir auch sein Bild gelassen. Trübe und lichte, ernste und lachende, gedankenvolle und leicht hintanzende, erhabene und anmuthige Gestalten schweben durcheinander, und erscheinen, wie der Zauber sie beschwört; über alle breitet ein heitrer Himmel sich aus, alle erscheinen, da der irdische Körper in Staub zerfallen, geistig verklärt — nichts desto weniger wahr — bis auf die kleinsten und zartesten Züge, so fern sie nicht schon etwas verflossen sind — wiedergebend, was einst lebte.

Denn freylich findet unter den Bildern des Gemüthes, in Ansehung der Deutlichkeit, ein

großer Unterschied Statt. Einige schweben in ungewisser Dämmerung, wo nur die Grundstriche hervortreten, andre strahlen im vollen Lichte, das jedes Einzelne daran kennbar macht. Vieles wurde Anfangs unsicher und nur im Ganzen aufgefaßt, vieles hat sich nach und nach verdunkelt — und vieles, das klar in die Seele einging, hat immer klar in ihr gewohnt.

Gewähren die dunkeln Bilder nicht den reinen Genuß der Betrachtung: so gewinnen sie dafür ein andres Interesse, indem sie der Phantasie freyes Spiel lassen.

Die unbestimmtesten gehören der Kindheit, die lebhaftesten dem Jünglingsalter, die vollständigsten den Jahren der Reife an.

Ein weicher Duft ist über die ersten, ein heller Glanz über die zweyten, ein mildes aber reines Licht über die dritten ausgegossen.

Die ersten hat die Phantasie hoch in den Luftraum getragen, die zweyten auf die sonnenbeschienenen Höhen der Erde gestellt, mit dem dritten ist sie näher am wirthlichen festen Boden, an der treuen Heimath geblieben.

Die süßen Bilder der Welt, die Bilder

blühender Reiche und entzückender Begebenheiten hat mir die Kindheit, die Bilder des innern Lebens, herrlicher Situationen, glücklicher Verhältnisse, freudenreicher Veränderungen das Jünglingsalter, die Bilder einer schönen Natur, eines heitern Zusammenlebens, großer und edler Menschen haben mir die Jahre der Reife am zahlreichsten zugeführt.

Aus jeder Periode meines Lebens theure Pfänder — was darin schön und des Bleibens werth gelobt wurde.

Welch eine Welt in mir! wie reich, wie voll, wie mannichfaltig steht es da neben einander! und ich könnte mich für arm, für beraubt, für betrogen halten um das, dem ich mich ergab? Nein, ich habe Euch noch alle, Ihr lieblichen und großen Erscheinungen, Ihr guten, treuen, trefflichen Menschen, die ich je begrüßte, die ich je an mein Herz drückte, Ihr blühet in ewiger Jugend, und nie werdet Ihr mir entschwinden.

O, es ist ein köstliches Leben mit diesen Bildern im Gemüthe. Ich rufe sie herauf, versammle sie zu einander, lasse sie sich ver-

knüpfen und auseinander treten, wie — und verweile bey ihnen, so lange es mir gefällt. Ich beherrsche sie nach Willkühr, und sie gehorchen mir, sie versetzen mich aus der finstersten Umgebung in die freundlichste.

Wäre mir alles in der Wirklichkeit noch gegenwärtig, ich müßte es hinnehmen, wie es sich mir aufdränge, ich könnte mich seiner nicht einmal erwehren, und würde es da wohl den Reitz haben, den es im Bilde hat? Wie viele Veränderungen müßten mit den Meisten vorgegangen seyn, durch die es für mein Herz beträchtlich verlöre! ach, in der jugendlichen Schönheit und Stärke, worin es mich zuerst besuchte, fände ich das Meiste nicht mehr. Und hätte auch manches sich unverändert erhalten: habe ich mich nicht verändert? könnte es noch mit denselben Augen betrachten, wie damals? müßte nicht vieles längst aufgehört haben auf mich zu wirken? Das Bild hat alles ins Licht gehoben, wovon in der Wirklichkeit nicht wenig im Schatten stand, und jetzt noch tiefer in denselben hinein gerückt seyn würde. Dem Bilde kleben noch an die heitern Gedanken, die frischern Empfindungen einer frühern bessern Zeit;

würde ich diese noch mit zu der Sache bringen? und nicht vielmehr die kalte Verständigkeit, die matten Gefühle, die trüben Sorgen, das mühselige Wesen des immer mehr alternden Geistes?

Ich habe Gegenden wiedergesehen, deren Bild, von dem Morgenlichte des Lebens beleuchtet, mich bald entzückte, mich bald zu Thränen rührte, bald eine stille, heilige Ruhe über mich brachte. Jetzt noch alles, wie im Bilde, eine wunderbare Pracht, Fülle der Schönheit, mein Auge konnte nicht satt werden des Schauens; dabey die seligen Erinnerungen aus einer heitern Kindheit; und doch nicht das Bild — seine Magie, den milden Schimmer der Götterwelt, mich selbst fand ich nicht. Kalt würde ich vielleicht bewundert haben, hätte sich nicht immerfort das Bild mit dem vermischt, was ich sah, wären nicht die Gefühle, die jenem anklebten in dieses übergeflosseu. Seitdem ist mir das frühere Bild verschwunden, das spätere an die Stelle getreten, das ich ungern verlieren, aber gern gegen das erste austauschen möchte. Nicht bloß daß in dem neuen Bilde vieles fehlt, was dem alten hohes Interesse

gab; der geschärfte Blick hat auch manches Widrige darein gefaßt, was die Phantasie hatte fallen lassen. Darum vermeide ich den Anblick der Gegenstände, von denen mir ein reitzendes Bild im Herzen lebt; ich fürchte ärmer zu werden.

Nur bey Euch besorge ich das nicht Ihr Menschen, die meine Seele liebt. Nein, kein Bild von Euch, und wäre es geschmückt mit allem Zauber der Jugend, kann mir das seyn, was ihr selbst — was Euer Anblick, Euer Gespräch, Eure süße Nähe, das Ruhen an Eurer Brust, das Entdecken neuer Züge in Euerm Gemüthe. Mit höherer Liebe schied ich von Euch, so oft ich Euch wiedersah, und willig wich das frühere Bild dem reichern, vollkommnern spätern. Euch gilt meine Trauer über die Vergänglichkeit; aber diese Trauer verbürgt mir auch, daß Ihr mir nicht verloren seyd, daß wir einander wieder treffen, und ewig besitzen werden.

Das Bild im Gemüthe gewährt mir mehr Genuß als die freyen Spiele der Phantasie, schon deßwegen, weil dort etwas Erlebtes,

etwas dem eine Empfindung von Realität anklebt, hier etwas bloß Erdichtetes ist, von dem, selbst bey der größten Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, das Bewußtseyn des Traumes nicht ganz weichen will, und das mir als Traum erscheint, sobald ich mich nur besinne.

In dem Bilde steht alles freundlich beysammen, wie es einmal beysammen gewesen, ein wohlgefälliges, leicht zu fassendes Ganzes, steigt es mir auf; in den willkührlichen Schöpfungen der Phantasie ist alles kühner zusammengestellt — meist, wie es sich nie zusammenfinden wird, und ich fühle immer etwas von dem Unnatürlichen darin, wie innig ich mich ihm auch hingebe.

Bey dem Bilde verweile ich in ruhiger Beschauung, in häuslicher Vertraulichkeit, in genüglichem Wohlseyn; bey den Schöpfungen der Phantasie bin ich mehr oder weniger aus mir herausversetzt; ich befinde mich in einem exaltirten, gespannten Zustande, wo, was das Beste ist, der Genuß des Einzelnen, eingebüßt wird, der überdies nicht lange dauern kann; ich sehe mich, wenn er aufhört desto unange-

nehmer in die Wirklichkeit zurück versetzt, während das Bild oft in die Wirklichkeit überfließt und uns unvermerkt mit hineinträgt.

Leicht drängt sich die Begierde in die willkührlichen Erzeugnisse der Einbildungskraft, oder wird von diesen geweckt, zur leidenschaftlichen Stärke erhöht, wo dann der zerrüttende Einfluß auf das Herz nicht auszubleiben pflegt. Das Leben mit dem Bilde hingegen schwebt im Gleichgewichte; es ist wohl eher geschickt den gestörten Frieden wieder herzustellen, als irgend eine Unordnung hervorzubringen, als irgend etwas zu stark oder feindselig anzuregen. Sanft bewegen sich die Empfindungen hin und her, einander mäßigend oder belebend, wie es Noth thut. Wäre auch in den vorüberziehenden Bildern Ein Grundton der Empfindung: schreyend kann er nie werden, in eine leidenschaftliche Stimmung nie versetzen.

O, wie wurde das harte Herz so weich — das empörte so still, wenn der Blick auf ein heitres oder wehmüthig trauerndes Bild fiel! wie legte sich der Sturm der Leidenschaft, wenn das Bild, ein holder Genius, sanft lächelnd vor die Seele trat! wie kehrte der weit hin-

ausschweifende Sinn wieder ein in den engen Kreis der Liebe, wenn das Bild ihm Kindesunschuld, blühende Natur, einfache Freuden, heitre Feste, Götterstunden der Freundschaft vorhielt!

War es leer und öde im Herzen, war ihm in der Gegenwart alles ausgestorben, wie füllte es sich an, wie quoll es lebendig in ihm herauf, wenn die Bilderwelt erwachte! war es kalt und starr im Herzen, vermochte nichts in der Gegenwart ihm ein menschliches, ein, wenn auch nur schmerzlich, wohlthuendes Gefühl zu entlocken, wie regte es sich, wie drängten sich dio Freuden und die Schmerzen mit den Bildern einer andern Zeit!

Hatte ich überall vergebens nach Trost gesucht, drohte mir der Gram das Herz zu zersprengen: dann floh ich zu Euch, Ihr hülfreichen Bilder, und nie verließet Ihr mich; Ihr tröstetet überschwenglich, bey Euch fand ich, was sonst nirgends mehr zu holen war, Stärkung, Muth des Lebens, Fähigkeit zu glauben und zu hoffen, im Glauben und in der Hoffnung zu dulden.

Indem Ihr mir das Schöne vergegenwär-

tiget, traure ich nicht, daß es vorüber ist; denn Ihr vermählet es stäts von neuem meinem Herzen, und nennet nur das Land der Schönheit als mein Vaterland. Bey dem Traurigen, das Ihr in Euch schließet, freue ich mich nicht, daß ich nicht mehr davon gequält werde; Ihr zeiget es mir in einer Gestalt, in der ich es liebe, ich freue mich vielmehr, daß ich durch Euch noch mit ihm Gemeinschaft pflege.

So lebe ich mit Euch, ohne Reue, ohne heftige Lust, ohne Furcht und Sorge, ohne Begierde und ängstliches Streben, genüglich und glücklich. Ihr werdet, wann einst die Wirklichkeit wenig oder nichts mehr für mich hat, mit den Schätzen der Jugend mein Herz erquicken und mit der Blume der Jugend die grauen Scheitel bekränzen; durch Euch wird meine letzte Stunde reich und heiter seyn.

Nicht wenig haben die Bilder in meinem Gemüthe zur Entwickelung seiner Anlageu, zur Erweiterung seiner Vergnügen, zur Uebung seiner Kräfte, zur Veredlung seiner Triebe beygetragen. Es verdankt ihnen, daß es sich leichter und freyer, in größern und schönern Kreisen

bewegt, daß es sich selbst besser besitzt, daß es wirksamer, reiner, gefälliger gestaltet.

Wie ganz anders werden wir doch von dem erregt, was im frischen lebendigen Bilde vor uns steht, als was d r Erinnerung, langsam, matt, in schwachen Umrissen, wieder erscheint! Das Bild — wie viel eindringlicher, anschaulicher, wahrer und sicherer belehrt es, als das todte Wort, der kalte Begriff! wie geht seine Lehre über in unser Wesen, während jede andre meist nur des Verstandes sich bemächtigt! wie ist es unerschöpflich an Unterricht in seinen zahlreichen Verknüpfungen, während Wort und Begriff uns ein dürftiges, einförmiges Allgemeines biethen!

Die Empfindungen, in denen das schöne menschliche Wesen sich ausdrückt, und vielseitiges Leben gewinnt, würden mir größten Theils unbekannt seyn, wenn nicht diese Bilder in meinem Gemüthe wären; die zarteren wenigstens, die bis ins Kleinste, unendlich mannichfach schattirten, habe ich mehr vom Bilde als von der Sache empfangen. So oft ein interessantes Bild sich von neuem in mir aufrichtete, hat es mir, in andre Verbindungen ge-

stellt, mit einer andern Beleuchtung, bey einem andern Gemüthszustande, neue Rührungen gegeben, die auch etwas Neues im Herzen entfalteten, was wohl der Entfaltung werth war, von denen der Trieb der Bildung und das Wirken auf die Welt neue Richtungen erlangten, die nicht fehlen durften.

Der Ernst, die Trauer, die Freude, die Ruhe, worein die Bilder des Gemüthes mich versetzten, die Wahrheiten, welche sie mir nahe brachten, die einzelnen Empfindungen, die sie weckten, haben Böses in mir niedergekämpft, schon gefaßte Vorsätze, die ich hätte bereuen müssen unterdrückt, Schritte aufgehalten, die sich unvermeidlich in eine traurige Irre verloren haben würden, oft das Gewissen aus dem Schlummer gerufen, oft Gedanken, die alle Beherzigung verdienten heraufgeführt, edle Vorsätze veranlaßt, befestigt, Gutes genährt und zur Reife gebracht, mit dem mahnenden, stärkenden, leitenden Geiste des Guten mich umgeben.

Die Bilder des Wahren, des Sittlich-Schönen und Großen, die Bilder edler Thaten und Charakterzüge, verehrter Menschen haben,

wenn irgend etwas Lebenswerthes an mir ist, mehr dazu gewirkt, als alle Weisheit der Schulen; sie hielten mir das Vortreffliche gegenwärtig; sie nöthigten mich, es zu bewundern und zu lieben, das Niedrige, Schlechte zu verabscheuen, zu hassen; sie stifteten zwischen der Tugend und den Trieben des Herzens eine Gemeinschaft, worin die Gewalt, die jene an diesem übte, ihm Wohllust wurde, worin, wie ich hoffe, es mir noch natürlich werden wird, gut zu denken, rein zu fühlen, in der Liebe zu handeln — vor allen die Bilder von dem, was über mir, was schon verklärt ist — zu dem ich mit den Schauern der Ehrfurcht, der Demuth, der Sehnsucht, der Hoffnung, der freudigen Gewißheit, mit dem Vorgefühl der Vollendung hinaufschaue.

Darum will ich auch in Zukunft jedes schöne Bild in meinem Gemüthe sorgfältig bewahren, und zu den vorhandenen Schätzen immer neue hinzusammeln, was mir begegnet darauf ansehen, ob nicht ein Bild davon mir einst zur Lehre, zum Troste, zur Stärkung, zur Freude gereichen kann, und was nur

menschlich rein mein Gemüth bewegt, will ich fest halten, was nur Treffliches in meine Nähe kommt, soll mir nicht ganz entschwinden, nicht verloren gehen; damit ich so der Zeit das Beste abgewinne, was ihr ohnehin nicht gehört, und das Schöne und Gute, wie ihre Natur es verlangt, stäts sich neu gebährend, stäts sich erweiternd und erhöhend, ewig in mir leben.

3.

Gemüthsstille.

Ein andres Wort weiß ich nicht für die schöne Lebenserscheinung, die mir, in mehr als Einer Hinsicht, unter allen die liebste ist, und die ich jetzt versuchen will zu beschreiben. Nur unvollkommen, das fühle ich wohl, wird es mir gelingen; aber viele werden mich verstehen, Andeutungen werden ihnen genug — werden ihnen vielleicht mehr seyn, als ein ausgeführtes Gemälde, weil ich etwas ihnen Wohlbekanntes meyne. Wenn diesen meine Winke einiges von dem Geheimsten, Reinsten und Besten in ihrem Leben klar machen, und ihnen dadurch zur Entwickelung desselben behülflich

seyn, wenn sie andre auf eine verborgene Spur leiten könnten: so wäre alles erreicht, was ich wünsche.

Ruhe sagt zu wenig; sie geht der Stille voran und begleitet sie, in ihr wird diese geboren, in ihr bewegt, von ihr nährt sie sich. Es ist ruhig um mich her und in mir; die Welt stört mich nicht, sie hat mich frey gegeben, oder ich habe mich von ihr gerettet, ihr lautes Getöse erreicht nicht einmal aus dumpfer Ferne mein Ohr — alles Heftige, Angestrengte, Gewaltsame findet bey mir keinen Sinn, den es erregen könnte; ihre Sorgen, ihre Geschäfte, ihre zahllosen Interessen, die Verstand, Herz und Hände sonst in unaufhörlicher Bewegung erhalten, berühren mich nicht; ihre Lust und ihr Leid, ihr Aengsten und ihr Hoffen bleiben weit von mir ab; und auch in mir hat sich gelegt, was sonst braust und stürmt, oder nur lebhafte Wallungen hervorbringt; — kein Schmerz, keine Freude, kein Verlangen, kein Streben — nichts was nach außen drängte, oder innerlich drückte, triebe, einwühlte — am allerwenigsten Kampf, Leidenschaft, Anklage

und Vorwürfe in mir: dann besucht mich die Stille, dann senkt sie sich auf mich herab; aber das alles ist sie selbst noch nicht.

Zufriedenheit ist zu bestimmt; sie setzt Reflexion voraus — Beachten dessen, was man hat, was fehlt, und wie jenes köstlich — dieses entbehrlich sey. Die Stille wurde wohl zuweilen durch Geistesbeschäftigung veranlaßt, vorbereitet, aber nie eigentlich bewirkt; ich konnte sie nie als Produkt irgend eines Nachdenkens, als entstanden durch die Richtung des Geistes auf irgend etwas Bestimmtes ansehen, da mir vielmehr, wenn es wunderbar über mich kommt, alles Bestimmte zerfließt, und gerade das, worüber ich etwa Mißvergnügen oder Zufriedenheit empfinden könnte, schon früher von mir gewichen ist. Wie sollte ich zufrieden seyn, wo nichts mich bekümmert, nichts ausdrückliche Beziehung auf mich hat?

Friede, wie nach einer guten That, im Gefühl der Uebereinstimmung mit sich selbst, beym reinen Gewissen, beym Gleichgewichte der Gemüthskräfte, wie wenn alle Gegenstände, von denen wir Eindrücke empfangen, in der Seele sich versöhnen, und ordnen zu einem schönen

Ganzen? Wohl eine Bedingung der Seelenstille — nur noch nicht sie; ich hatte diesen Frieden oft, ohne die Stille — ohne das, worin diese sich so einzig, so heilig zeigt.

Unschuldsleben mit sich, mit der Welt? Ich kenne es; es ist mir oft, seit meine Seele die allgemeine Schuld erfahren, in seligen Momenten wiedergekehrt; ich bin, längst ein Mann, oft wieder geworden wie ein Kind, ganz wie ein Kind, in Kindeseinfalt und Wahrheit: dann war ich der Stille am meisten vertraut, dann wurde mir ihr reinster und vollster Genuß, ja, sie hat sich nie zu mir gekehrt, wenn nicht ein gewisses Unschuldsgefühl ihr den Platz in der Seele weihte; aber nur den Platz hat sie ihr geweiht, sie selbst sollte erst erscheinen.

Heiterkeit? selige Freude? Nein, auch die nicht, obgleich beyden verwandt, gleich beyden das Gemüth erfrischend; das Belebte und Belebende in der Heiterkeit wie in der Freude, die Aufgelegtheit, das Mittheilungsbedürfniß, das gestärkte Daseynsgefühl, das sich zu äußern strebt, vermisse ich. Oft geht die Stille in Heiterkeit über, oft aus dieser hervor,

immer ist ihr etwas Heitres beygemischt, was jedoch nicht verhindert, daß sie zuweilen einen ernsten Charakter annehme. Ich bin nicht selig, aber ich habe die Vorempfindung von etwas Seligen.

Nach dem Lesen eines Buches, das weder den Verstand anstrengte, noch die Empfindung spannte, das, heitre Gedanken leicht an einander reihend, leicht von Gedanke zu Gedanke, von Gefühl zu Gefühl heitre Gefühle leicht fortleitend in ein gefälliges Bild des Lebens, Eintracht der eignen Gemüthskräfte, ruhigen Selbstbesitz in mir zurückließ, nach dem Genusse eines — nicht kühnen, nicht tiefen, aber in reiner, stiller Schönheit erglänzenden, ein reiches, sanft geordnetes Inneres offenbarenden Kunstwerkes, auch nach andern wahrhaft erquickenden Genüssen, am häufigsten aber in der süßen Ermattung nach einer nicht übermäßigen glücklichen Anstrengung, besonders, wenn dieser etwas gelungen ist, worauf ich mit einer gewissen Zufriedenheit hinsehen kann, auf einsamen Spaziergängen, wo die milden Eindrücke der Natur sich meiner ganz bemächtigen, und ihre

Milde der Seele mittheilen, an den ersten hellen und warmen Frühlingstagen, wo das Leben noch in seinen Keimen schläft, und gleichsam still wartet, daß der Kuß des Himmels es wecke, und es mit süßen Schauern durchdringe, in der Feyer eines heitern Morgens, wo noch alles in den Schimmern des jüngsten Lichtes steht, und am Abend, wo mit der Dämmerung der Friede auf die müde Welt sinkt — erfahre ich, was ich Stille des Gemüthes nenne.

Allmählig löst sich von mir ab, was mich beunruhigte, ergötzte, antrieb, beschäftigte, und was ich jetzt als etwas mir Fremdes ansehe. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich mir selbst, meinem Bessern wiedergegeben wäre; auch mich selbst, auch mein Beßres verliere ich aus den Augen, außer wo ich absichtlich darauf merke, und dann ist mir, als ob ich es von außen in mich hereinnehmen müßte, so sehr bin ich reine Empfänglichkeit geworden.

Nichts Bestimmtes hält mich mehr gefangen, aber die Seele horcht nach allem hin, was ihr Eindrücke von etwas Schönem geben kann, sein Zartestes und Geheimstes zu belauschen mit liebender Sorgfalt, wie man horcht

auf den leisen Tritt eines geliebten Wesens, das ohne Ungeduld, ohne heiße Sehnsucht, in seliger Freude erwartet wird.

Es ist ein Ahnen von etwas Wohlbekanntem und doch Namenlosem, Unaussprechlichem, das kommen, sich der Seele enthüllen, vermählen soll.

Darum scheint alles in der Brust zu schweigen, damit nichts überhört werde, damit die Feyer der Stille die holde Erscheinung begrüße, und sie ehre, wie es sich gebührt.

Ja, dessen bin ich mir deutlich bewußt, daß diese Stille etwas feyern will, neue Offenbarungen des Göttlichen in der Welt und im Leben; Feyer bezeichnet ihren eigenthümlichen Character.

Ein neuer Sinn, der Sinn für das Feinste, Geistigste, für das, was ich in andern Zuständen nie vernehme, hat sich mir aufgeschlossen, und in ihn all mein Leben sich gelagert; ich athme, empfinde, denke, bin mich meiner bewußt einzig in der Aufgeschlossenheit dieses Sinnes; durch diesen Sinn sauge ich ein, was dem Leben, welches allein ich jetzt führen mag zu

vollen Kräften hilft, was mein beßres Selbst aus der Stille, in der es mit versunken war, wieder heraufzieht.

Liebe hat diesen Sinn geweckt, geschärft, oder vielmehr dieser Sinn ist selbst Liebe — Liebe in ihrer zartesten Aeußerung, in der reinen Gestalt ihres himmlischen Wesens, Liebe nicht des Besitzes, nicht des Genusses, nicht des Strebens, sondern des unendlichen ruhigen Verlangens, Liebe, die keinen Gegenstand hat, aber allem geöffnet ist, allem sich entgegenneigt in Vereinigungslust, was sich ihr befreundet ankündigt, Liebe zu allem, wodurch der Geist der Welt sich, in der Natur, in der eignen Brust, wie in der fremden und in jedem schönen Menschenleben — nicht als den Gewaltigen, Wunderbaren, Herrlichen, sondern als den Geist der Liebe, offenbart. Er hat an mein Gemüth sich gewendet und die Liebe in ihm erregt, für sich es gestimmt, davon ist es so stille geworden, daher das Heilige dieser Stille; ihn feyert sie, daß er dem Gemüthe sich ferner kund thue, sich innig mit ihm vereinige, daß das Leben reich werde an göttlichen Gedanken, und vielfacher im Bilde des Göttlichen sich verkläre.

In dem seligen Augenblicke dieser Stille schaue ich hinaus in die Welt: da stellt sich auf allen Seiten mir dar, was ich nie erblickte, und an dem, womit ich täglich verkehre nehme ich wahr, was immer meiner Aufmerksamkeit entgieng — so deutlich nehme ich es sehr, daß ich nicht begreife, wie ich es je verkennen konnte. Der Geist der Schönheit spricht mit mir — milde, heitre, bedeutungsvolle Worte, und kein einziges geht mir verloren, jedes klingt tief im Innersten nach, das geheimnißreichste dünkt mir klar zu seyn. Hauch des Friedens weht in allem mich an und freundliche Harmonie schwebt über allem, was der Sinn aufgefaßt hat.

Ich forsche in meinem Innern; und es treten hervor liebliche Bilder der Phantasie, die sonst unbeachtet dahin schweben, Empfindungen, Kräfte und Triebe, die mir sonst verborgen oder dunkel blieben, die aber zu meinem Köstlichsten gehören, in denen die Natur die edle Eigenthümlichkeit des Wesens angelegt hat, das ich werden sollte; ich entdeke vieles, als das Meinige, wovon ich kaum ahnete, daß etwas der Art in mir sey, was ich zu jeder an-

dern Zeit mir abgeläugnet, für Fremdes erklärt haben würde; ich verstehe mich, wie ich mich nie verstand, und erfahre, wohin ich mich zu bilden habe.

Ich horche an der fremden Brust, und höre da Töne der Liebe, wo ich sonst nichts als die schreyenden Mißlaute der Selbstsucht vernahm; ich sehe in das fremde Gemüth, in das fremde Leben, und fühle mich gefesselt von Zügen der Güte, der Wahrheit, der individuellen Schönheit selbst bey denen, die ich schon den schlechten beygezählt hatte; und welche Fülle unbemerkter Trefflichkeit enthüllen mir die, denen meine Seele längst ergeben ist! nur ihr Geringstes habe ich bisher gekannt, ich werde das nie erschöpfen, was ich von ihnen empfangen und benutzen kann, ich werde sie nie genug lieben, mich nie fest genug an sie anschließen.

Ueberhaupt sind mir in den Stunden der Gemüthsstille die Menschen interessant, selbst die weniger nahen; und wie könnte es auch anders seyn, da die Liebe sie weiht! Meine Liebe zu ihnen, ist indeß dann eigner Art. Das Schicksal der Menschen geht mir nicht sehr zu Herzen, etwas Bedeutendes für sie zu thun

fühle ich mich weniger als sonst gestimmt; beides würde sich nicht mit der Stille, die in mir wohnt, vertragen; weder das tiefe Gefühl, noch der mächtige Trieb kann sich in dieser Stille entwickeln; die Angelegenheiten der Menschen erscheinen mir nicht von der Seite, durch die sie das Herz rühren, und zur Hülfe auffordern; ich finde das Leben mild und freundlich genug, weil ich für das Rauhe und Düstre in demselben keinen Sinn habe. Indeß wäre es mir ein Geringes, viel für sie zu dulden, mich ganz für sie hinzugeben, ohne daß es mich stark dazu aufforderte; sonst noch möchte ich leise zu ihnen hintreten, ihr Interessantes schauen und genießen, sie zu Aeußerungen veranlaßen, von ihnen lernen, ihre kleinen Freuden theilen, manch liebliches Bild des Lebens von ihnen gewinnen, recht lebhaft inne werden, daß sie meines Geschlechtes sind. Aber in einer gewissen Ferne muß ich mich halten, damit nur die Stille nicht gestört werde; in den Tumult ihrer Zerstreuungen, in das Gedränge ihrer Arbeitsnoth kann ich mich nicht mengen, die Gemeinen kann ich nicht einmal aus der Ferne sehen, es würde mich sofort in alle ge-

meine Unruhe des Lebens stürzen. Am angenehmsten beschäftigt mich in einer solchen Stimmung das Betrachten eines leise bewegten, zwischen Blumenufern sanft dahin fließenden Menschenlebens, darin erblicke ich mein Bild — und mehr als mein Bild.

Großes zu denken, zu beschließen, oder auszurichten bin ich in der Stille des Gemüthes auch nicht aufgelegt, nicht einmal fähig; dazu gehört das Wachen solcher Kräfte, die jetzt schlummern, es müßte etwas mich treiben, was jetzt in mir keinen Berührungspunkt hat, ich müßte aus meinem Zustande gänzlich heraustreten.

Aber darum achte ich diese Stille nicht für fruchtlos. Ist doch das Große nicht das Einzige, was dem Lebem Werth verleiht; verlangt doch auch das Schöne sein Recht und Raum zu seiner Entwickelung; blühet doch das wahrhaft Große aus dem Schönen hervor.

Neue Züge des Trefflichen bringet die Stille des Gemüthes ans Licht; andre nährt, pflegt und bildet, und alles ordnet sie zu einem lieblich gestalteten Ganzen. Was ohne sie in seinem Keime verschlossen bleiben, was schwach

und ohnmächtig in sich selbst verkommen müßte, das gedeiht in den Stunden der Stille, und ihr Friede dringt tief ein in das Wesen des Menschen. In der Stille des Gemüthes erfrischt sich der Sinn des Lebens, sammeln und stärken sich die Kräfte zum Handeln und zum Dulden, hebt sich der Muth, läutert sich der Adel der Seele; und ist sie gleich selbst des Großen nicht fähig, so bereitet sich doch unter ihrem Einflusse, was den Menschen des Größten fähig macht. Das ist ihr herrlicher Gewinn, das ist es vornehmlich, warum ich sie segne.

4.

Das Leben mit der Natur.

Immer ist das mein reichstes, angenehmstes, bestes und vielleicht in mancher Hinsicht, auch nützlichstes Leben gewesen, das ich im Umgange mit der Natur geführt. Und ich habe viel mit ihr gelebt; sie hat mich unterrichtet, getröstet, erfreut, erhoben, veredelt; ich habe sie genossen und mich ihr vertraut.

Bedürfniß leitete mich in ihre Arme, Sympathie knüpfte mich fest an sie, und bald wurde ich inne, daß mir nicht wohl seyn könne, wenn ich ihr nicht treu bliebe.

Verachtet habe ich stäts die schmachtende Empfindeley kranker Weichlinge und blöder

Phantasten; es war etwas anders zwischen mir und ihr — ein heiliger Ernst, etwas, das aus dem Reinsten und Tiefsten meines Menschenwesens heraufstieg.

Meinem Leben mit der Natur verdanke ich, was mich am innigsten durchdrungen, was mir an meinem Daseyn das stärkste und lauterste Gefühl gegeben, was mich am meisten gebildet hat. Wenn in meinem Daseyn und in meiner Thätigkeit einiger Werth ist; so gebührt dem Leben mit der Natur der größte Antheil daran.

Ich will nicht verkennen, was Menschen mir gewesen sind, was besonders Ihr mir gewesen seyd, Ihr meine Geliebten! Doch wie oft sah mein Herz voll mächtiger Sehnsucht sich vergebens nach denen um, die es verständen, mit denen es tauschen könnte, wovon es sich bewegt fühlte! Wie oft war der Kopf leer, das Gefühl vertrocknet, das Bewußtseyn verwirrt unter den Menschen! Dann eilte ich zu dir, holde Vertraute meiner Seele, du verstandest mich, mit dir konnte ich Gedanken und Empfindungen wechseln. Hier regte es sich wieder in der erstarrten Brust, frisch und warm quoll es herauf im Herzen, der Geist

füllte sich wieder an, die Vorstellungen ordneten sich, klar und heiter ward es im Bewußtseyn.

Viel Schönes haben die Menschen um sich versammelt in Gestalt, Ton, Rede und Bewegung. Können sie indeß eines Einzigen sich rühmen, das nicht ursprüngliches Eigenthum der Natur wäre, das nicht, in anderer Mischung und in andern Verhältnissen, auch bey ihr angetroffen würde, und sich da eigenthümlicher Schönheit freute?

Es ist wahr, den Menschen gehört die Idee, nach der sie es zusammengebracht, geordnet, und in ein Ganzes gebildet haben; aber sollte diese Idee der Natur wohl fremd seyn? mußte nicht der Künstler mit der Natur leben, und die Momente erlauschen, in denen an ihren Erscheinungen das Höchste der Schönheit sich entfaltet, um sich hier seiner Idee ganz zu ermächtigen, und den Gedanken mit einem schönen Körper zu bekleiden? muß er nicht von ihr entlehnen, wodurch die Idee in das Gebieth der Anschauung tritt? Ist nicht alles einmal in der Natur gewesen, wenn auch

nur flüchtig oder zerstreut, was die Kunst dauernd und in fester Verknüpfung darstellt? Ist nicht der Geist jedes Kunstwerkes dem sinnvollen Befreundeten der Natur einmal erschienen, wenn er ihn auch nicht zu seinem Werkzeuge weihen konnte?

Wir wollen der Kunst den Vorzug nicht streitig machen, daß sie die vielen einzelnen Schönheiten der Natur in Ein Bild faßt, daß sie den in der Natur eilenden Moment der Blüthe, wo in einer Gestalt die Idee am reinsten hervortritt, festhält, und uns so ein Schönstes bleibend zeigt; aber wir wollen darüber nicht vergessen, die Natur zu preisen, die ihre Schönheiten weise vertheilt, damit sie überall erfreue, die das Schönste schnell vorübergehen läßt, damit es uns nicht ermüde, und eine heitre Erinnerung daran uns stäts begleite. Bey dem gemilderten Schönen, das sie uns nie verbirgt, verweilen wir immer mit stillem Wohlgefallen, und entdecken daran neue Reitze, so oft wir zu ihm zurückkehren.

Die Natur besitzt Schönheiten, welche die Kunst nur nachahmen, hinter denen sie nur zurückbleiben — die sie nie übertreffen kann.

Wenn diese uns selten begegnen, wenn uns ihr Gewöhnliches weniger entzückt, als die herrlichen Gebilde der Kunst: so ist dagegen die Mannichfaltigkeit des Schönen in ihr desto grösser; in tausend Gestalten stellt sie es vor uns hin, immer anders, immer neu, und doch immer anziehend, nicht selten bezaubernd, daß es oft schwer seyn möchte, zu entscheiden, welcher der Preis gebühre; nie kann sie sich erschöpfen in den Formen, die, jede in ihrer Art, uns die Lust des Schönen gewähren.

Wie viele anderweitigen Reitze, die dem Auge schmeicheln, und dem Herzen wohlthun, weiß sie überdies ihren Schönheiten zuzugesellen, in wie verschiedenartigen Charakteren, mit wie verschiedenartigen Wirkungen auf das Herz diese auszudrücken! welche zahlreiche Ordnungen der sanften, der milden, der rührenden, der lachenden, der glänzenden, der schimmernden, der erhabenen Schönheiten.

Suchen wir das Schöne allein in der Form der Umrisse, in der Mischung der Farben, in dem leichten Zusammenfließen zu irgend einem Ganzen: so mag manches in der Natur der Schönheit ermangeln. Haben wir

uns aber gewöhnt, alles auf seinen Begriff zu beziehen, in allem den einwohnenden Geist wahrzunehmen, und zu sehen, wie das eigenthümliche Wesen desselben sich darin leicht und frey bewegt: dann werden wir nirgends die Schönheit vermissen, in der ödesten Gegend noch werden wir sie antreffen.

Je vertrauter man mit der Natur wird; desto besser lernt man die Bedeutung ihrer Erscheinungen verstehen, und desto mehr erweitern sich uns die Reiche ihrer Schönheit. Die Werke der Menschen können mißrathen, die Werke der Natur scheinen nur mißrathen zu seyn, so lange wir nicht in ihr Wesen eingedrungen sind. Nie habe ich mich ihr genaht, ohne daß sie mir unbekannte Schönheiten enthüllt, mit allen Freuden des Schönen Geist und Herz genährt, und im eignen Gemüthe schönes menschliches Leben geweckt hätte.

Bey allem Ueberflusse und Wechsel ihrer Schönheiten — welch eine große, sichere Einheit im Ganzen dem im Ueberschauen geübten Blicke! Welch ein Genuß, diesen Harmonien nachzuspüren, ihr näher zu kommen, sie endlich

wahrzunehmen, die Verwirrung sich in freudige Ordnung auflösen zu sehen!

Bedürfet Ihr neben der stillen Schönheit noch der erhabenen Pracht: was sind Eure reichen Gewande und Teppiche, Eure künstlich geschmückten Zimmer, Eure glänzenden Erleuchtungen gegen den Blumenschimmer der Frühlingsflur, gegen die herrlich prangende Landschaft, gegen das goldne Licht des Tages, gegen den gestirnten Himmel, gegen Morgen- und Abendroth, gegen die dunkle Gewitter- die glühende Wolkenpracht! dort alles wie blendend und ermüdend, hier alles wie einfach und stärkend! dort alles wie anmaßend, hier alles wie bescheiden! dort eine Pracht, die am Schönen nicht selten Gewalt übt, hier eine Pracht, die in sanfter Schönheit, als in ihrem Elemente erblüht, und das Gesetz des Schönen tief im Innern trägt.

Unter den Menschen nur soll das Leben — in der Natur nichts als der Tod seyn? Das wäre also nicht Leben, was das Herz der Natur durchdringt und erwärmt, und alle die großen, lieblichen farbenreichen Gestalten hervorzaubert,

was in der Pflanze sich nährt, in der Blume bildet, im Baume aufstrebt, was in den Lüften schwirrt und jubelt, im Staube sich regt, was in den Strahlen der Sonne spielt, was im Sturme daher zieht? in Euren Kreisen nur wären die rechten, die zu leben wissen, weil sie Manieren haben, und sich auf Worte verstehen?

Euer verschlagenes, altkluges und in der Altklugheit kindisches, sonst überaus gesittetes, verständiges, abgeschliffenes Leben, das vermisse ich freylich, wo der Weltgeist sein Leben gedankenvoll, nie ganz ergründet, in ewiger Herrlichkeit offenbart.

Was Ihr Leben nennt, wie matt und engbrüstig, wie träge und grämlich schleicht es oft dahin, während hier alles leicht und fröhlich sich fortbewegt! wie peinlich geht es in seinen engen Formen, wie schwer in seinen lastenden Fesseln — und hier alles wie frey, wie vielfach durcheinander, und doch in den schönsten Maßen! wie kleinlich ist es gearbeitet — und hier alles in kühnen, großen Zügen! von welchen gemeinen Antrieben finden wir es gewöhnlich beseelt, nach welchen elenden Zwecken stre-

bend — und hier alles voll erhabenen Gedanken, das Würdigste bezweckend!

Weiset nicht auf den bunten Wechsel und die reiche Mannichfaltigkeit Eures Weltlebens. Bunt und mannichfaltig ist es oft genug bey Euch — bunt und mannichfaltig, wie das Narrenkleid; und doch auch wieder dasselbe Einerley, wie gestern so heute und morgen, da am meisten, wo wir gerade etwas Neues zu sehen begehren — Verwirrung, wo wir eine Regel suchen. Lasset einmal etwas bey Euch aus dem Gleise treten — welche endlose Unordnungen! alles gestört und über einander geworfen. Lasset einmal etwas laut werden, und mit Geräusch sich kund thun — welche schreyende Mißklänge! welche Kämpfe der Absichten und Leidenschaften!

Betrachtet dagegen die Natur: bunt und mannichfaltig werdet Ihr es auch hier finden; aber welche Symmetrie überall! welche Bedeutung in dem scheinbar Bedeutungslosen! welcher Ernst im Spiele! welch eine erhabene Ruhe in den wildesten Bewegungen! welche Einheit in den scheinbar wider einander streitenden Kräften! und welch ein seliger Friede geht aus ih-

ren Kämpfen hervor! ihre Kämpfe sind eben nichts anders, als dieser Friede, wie er, in immer weiterm Umfange und in immer hellerer Gestalt sich selbst schafft. Das schöne Gebieth der ewigen Harmonie, die Gefilde des himmlischen Friedens umfangen mich, wann ich, holde Natur, in deinen Umschattungen ruhe. In dem Brausen deiner Ungewitter höre ich Stimmen des Friedens.

Auch der Verstand geht nicht leer aus, indem ich mit der Natur lebe. Menschen kann ich hier freylich nicht beobachten, ihre Sinnesart und Weise nicht erforschen; aber ich erforsche, was wohl eben so interessant ist, als die Sinnesart und Weise der Menschen, wie man sie in der großen Gesellschaft antrifft.

Menschen beobachten — wohl in mancher Hinsicht ein sehr anziehendes, doch, je nachdem man es treibt, und je nachdem die Menschen sind, oft ein verstimmendes, herzloses Geschäft! wie nichtssagend, wie gemein, wie jämmerlich, wie tiefbetrübend sogar oft, was diese Menschen uns zu zeigen haben! wie langweilig oft ihre Narrheiten! wie entstellt und verrenkt das,

worin sie sich am meisten gefallen! wie verdunkelt oder verwischt das Bild der Wahrheit und Schönheit!

Was ich in der Natur sehe, das glänzt noch in ursprünglicher Reinheit; es sind göttliche Gedanken, die, nicht, wie in der Brust des Menschen, durch Sinnenlust getrübt, sich an den Erzeugnissen, Ordnungen und Verknüpfungen der Natur darstellen; die Gottheit offenbart mir, so weit ich sie fassen kann, in jedem sinnvollen Werke, in jeder Pflanze, in jeder Blume, in jeder neuen Entwickelung ihre Herrlichkeit. Alles Große und Schöne ist Zeuge von einem Unendlich-Erhabenen, von einem Ewig-Schönen. Wie das göttliche Leben in unermeßlicher Fülle der Gestalten und Erscheinungen, doch überall sich selbst klar, sich selbst gleich, mit sich selbst in der höchsten Uebereinstimmung, alles aufnehmend in seine Liebe, allem Liebe erweisend, alles in Liebe verklärend, dahin fließt, das nehme ich hier wahr. Dem, das mir sonst so oft aus den Augen und vom Herzen weggerückt wird, und dem Auge und dem Herzen immer gegenwärtig seyn sollte, fühle ich mich hier wieder nahe; es wird mir

sinnlich vernehmbar, es berührt mich mit unsichtbaren Händen, und macht seine Ansprüche an mich geltend. Mit seligen Schauern durchdringt mich der Gedanke, daß ich ihm gehöre und was ich seyn würde, wenn ich ihm treu bliebe. Dann rinnt die Thräne der Wehmuth über meine Fehler und Thorheiten die Wange herab; ich sinke an ein väterliches Herz, und gelobe von neuem kindliche Anhänglichkeit.

O, wie oft hast du, stille Verkündigerinn Gottes, den Bethörten zur Besinnung gebracht, den Harten erweicht, das aufgewiegelte Gemüth besänftigt, das Bedürfniß der Einigkeit mit mir selbst und dem Himmel zum deutlichen und lebendigen Bewußtseyn erhoben, das entschlummerte Gewissen aufgeweckt, den Verirrten auf den rechten Weg zurück geleitet! Wie hat deine Größe mich erfüllt mit Anbetung und Demuth vor dem Unaussprechlichen, wenn sein Gefühl beynahe in meiner Seele erloschen war, mich zu ihm hinaufgezogen aus der Eitelkeit der Welt, die das Herz fest umstrickt hielt, und mich begeistert für das Würdige, Große! Odem des Herrn weht erfrischend und stärkend mich an, indem ich deine Gefilde betrete, und mich

durchdringt höheres Leben in Ergebung, Liebe und Vertrauen.

Ich betrachte den fein verschlungenen Bau des Gewächses, das kunstreiche, zarte Gewebe der Blume; ich belausche ihre allmählige Entfaltung, und bemerke sinnvolles Wesen, das zu meinem Verstande und Herzen spricht, das mich belehrt, tröstet, Regel meines Denkens und Thuns wird, das mich warnt, zurecht weiset, meine Besorgnisse niederschlägt, meine Erwartungen berichtigt, und dunkle Gegenden meines Innern erleuchtet; Bilder meines Daseyns, meiner Verhältnisse, meiner Schicksale, mein geistiges Leben finde ich ausgedrückt, in zahllosen Gestalten umgibt mich was ich bin, was ich werden soll, was ich erwarten darf.

Es wird mir immer deutlicher: an die Natur muß ich mich halten, ihr muß ich mich anschmiegen, um weise zu werden, und meinem Herzen das Beste zu gewinnen. Kindliche Einfalt in der Liebe, dieses Herrlichste des Menschenadels, wo glänzt sie mir so rein entgegen als in den Bildungen der Natur?

Was ich unbefangen, von allen Seiten

und mit frischer Kraft der Seele erwägen will, das muß ich in die Natur hinaus nehmen. Ist das Auge blöde, der Geist stumpf und trübe geworden, mischen sich Vorurtheile in jede Betrachtung, hat er sich verloren in die dunkle Gegend der Sophismen: unter ihrem stillen Einwirken wird das Auge wieder gesund, der Geist lebendig und heiter, die Vorurtheile zerstreuen sich, die Sophismen lösen sich in Luftgebilde auf — und die Wahrheit steht in erhabener Einfalt vor mir.

Schwach und kränklich zeigt sich alles, was die dumpfe Stubenluft geboren hat, gesund und kräftig, was unter Gottes freyem Himmel das Daseyn empfing, und, von ihm genährt, an seinem Lichte aufblühte.

Gedanken, die ich im Zimmer nicht entwickeln und ordnen kann, trage ich mit auf meinen Spaziergängen herum; da entfalten, da erhellen sie sich von selbst, und treten in einen schönen Zusammenhang. Bedenklichkeiten, die ich im Zimmer nicht zu heben wußte, verschwinden, so bald die Natur mich in ihre stillen Plätze aufnimmt. Nur den Gedanken, den ich in der Natur durchdacht, geprüft, und mir an-

geeignet habe, besitze ich so, daß ich in ihm mein geistiges Leben empfinde.

Die glücklichsten unter meinen Gedanken hat entweder die Natur selbst oder die heitre Verfassung der Seele, in die das Leben mit ihr mich versetzte, hervorgebracht.

Gibt es irgend eine Stimmung der Seele, der nicht die Natur, in zahlreichen Erscheinungen und Gebilden zusagte, die sie nicht erwecken, unterhalten, beleben und bereichern könnte?

Sie sympathisirt mit deiner Fröhlichkeit, mit deiner Rührung, mit deiner Wehmuth, mit deinem Ernste, mit deinem Hochgefühl. Sie hat blühende Thäler, lachende Hügel und dunkle Beschattungen, öde Stätten, wo die Trauer weilt, und die der Tod sich scheint geweiht zu haben, düstre Verengungen zwischen himmelan strebenden Felsen und Gebirgsmassen, und Standpunkte, die viele herrliche Gegenden beherrschen, wo die Aussicht sich ins Unermeßliche verliert — heitern Morgenschimmer, blendenden Mittagsglanz, stilles Abendlicht, sanften Mond- und Sternenschein und Nächte voll Finsterniß — ihren jubelnden Frühling, ihren

prachtvollen Sommer, ihren melancholischen Herbst, ihren rauhen Winter — ihre Mischungen des Lieblichen und Erhabenen, der freundlichen Beschränkung und der unendlichen Erweiterung, des häuslichen Beysammenseyns und des sich Verlierens in die Ferne.

Und sieh' ihre holdesten Kinder, die Blumen, an: sind nicht einige die Sinnbilder der Heiterkeit, andre der seligen Freude, andre des gemüthlichen Wesens, andre der sinnenden Liebe, andre des klagenden Schmerzes, andre der stummen Trauer, andre der gedankenvollen Betrachtung, andre des innigen Lebens, andre der süßen Schwärmerey, andre des stillen Verlangens, andre des kühnen, feurigen Aufstrebens? weilen sie nicht mit dir an der Erde? kehren sie nicht mit dir ein in dein Inneres? erheben sie sich nicht mit dir gen Himmel?

Wie soll ich es nennen, das unaussprechlich Milde, das über die ganze Natur verbreitet ist, hier angehaucht, da ergossen, wie in Strömen, dort in das Innerste der Dinge gelegt — das sich selbst an ihren rauhesten Gestalten, an ihren grausamsten Zerstörungen

nicht verkennen läßt, das alles Feindselige in sich versöhnt, und aus allen ihren Kämpfen wieder schöner hervorgeht?

Es ist der eigenthümliche Charakter der Natur, womit sie jedes bezeichnet, was sie zu dem Ihrigen zählt, das Element, worin ihre Kräfte sich bewegen und besänftigen, ihre Erzeugnisse sich bilden.

O, wie hat es meinem Gemüthe, stillend und süß schmeichelnd, wohlgethan! wie hat es jetzt mich zu süßen Thränen gerührt, dann selige Ruhe durch meine Seele verbreitet!

Gelinde und weich fühlt im Schoße der Natur das wundgestoßene Herz sich umfangen, und seine stechenden Schmerzen spüren den heilenden Balsam. Wie laue Frühlingslüfte weht es mich an, wenn ich mit erstarrtem Gemüthe aus den stürmischen Gegenden des Weltlebens in die stillen Gebiethe der Natur eile; wie aus Silberquellen labt es mich, wenn ich von heißer Schwüle gedrückt, in ihren Schatten ruhen kann.

Waren alle meine Empfindungen matt und stumpf geworden unter geistlosen Arbeiten, unter herztödtenden Zerstreuungen: dann lernte

ich unter den milden Einflüssen der Natur wieder menschlich fühlen.

War mein Innres von der Leidenschaft erschüttert — wilder Aufruhr in der Brust: still zog es hier von allen Seiten in mich ein, und die Stürme legten sich, das heftig Erregte zerfloß in sanfte Bewegungen.

Wühlten Unmuth und Erbitterung in meinem Innern: die finstern Geister mußten hier weichen dem milden, der mit leisen Beschwichtigungen über mich kam.

Mit dem lange verschlossenen Gram trat ich unter den heitern Himmel, unter die Blumen der Flur: da rann er in süßen Thränen herab.

Hatten die Menschen keinen Trost für mich: ich wandte mich an die Natur, und nie hat sie mich ungetröstet gelassen, freundliche Stimmen flüsterten mir zu, was die beklommene Brust erleichterte.

Stand ich unter den Menschen einsam, und wollte das Gefühl des Alleinseyns mir das Herz zerquetschen: die Natur schmiegte sich warm und zärtlich an das verarmte, verlassene.

In einem Reiche der ewigen Huld, die

sich in tausend Erscheinungen wunderbar erweist, an dem Herzen der Liebe befinde ich mich, so oft ich mit der Natur lebe; da kann ich nicht anders, als der Milde des Schicksals vertrauen für alle Zukunft, wie dicht und schwarz sich auch die Wolken des Unglückes zusammenziehen.

Das Liebste meines Lebens mit der Natur aber bleibt mir, daß ich in demselben mich selbst habe, wie sonst nirgends, und, in der reinen Eigenthümlichkeit meines Wesens mich hingebend, überall mich selbst wiederfinde.

In der Gesellschaft der Menschen habe ich mich nicht; da haben mich Zerstreuungen, schuldige Aufmerksamkeiten, eingelernte Künste, aufgedrungene Absichten, die Launen und Einfälle des Augenblicks oder die Qual der Langenweile; da liegt meist unter Formen, Worten und gutem Tone begraben, was ich bin, daß ich mich kaum darauf besinne; da habe ich statt meiner allerley mir Angeheftetes, Aufgeladenes, Weltgerechtes.

Unter den Geschäften des Berufs habe ich mich auch selten; da haben mich gewöhnlich der

Zwang der Pflicht, die Arbeitsnoth, die Sorge für das Werk — zuweilen der Aerger und der Kleinmuth; da habe ich statt meiner häufig die beengende Vorschrift, die gespannte Erwartung, tausenderley Dinge, die man mir ansinnt, und worauf das Herz sich nicht versteht. Was die Umgebungen von mir erpressen, stellt sich unaufhörlich zwischen mich und meinen Genius.

Die Natur lockt die schlafenden Töne aus der Brust; in ihren Umschattungen bleibt nichts an mir und in mir, was mir nicht gehört; hier weicht zurück, hier fällt von mir ab, was mich nicht angeht. Was ich seyn kann, seyn soll, immer seyn möchte, das — und nur das bin ich hier; was mir theuer ist, was mich beschwert, was mich erfreut, was ich besorge, wünsche, hoffe, das beschäftigt mich ganz und einzig; und das alles theilt die Natur mit mir; das alles knüpfe ich an Gegenstände, Plätze, einsame Spatziergänge, Aussichten, die vielleicht an sich ohne besondere Reitze — aber mir durch Gewohnheit befreundet, Vertraute meiner

Seele geworden sind, wie ich unter Menschen keine habe.

So oft mir das Herz voll ist von Wehmuth, von Schmerz oder von Lust, muß ich hinaus zu meinen Vertrauten, und es mit ihnen erwägen und besprechen; dann trage ich es leichter, dann genieße ich es inniger. So oft ich etwas zu überlegen habe, was das Herz näher angeht, muß ich es in der Nähe der Vertrauten betrachten, und die Vertrauten um Rath fragen, wenn ich alles recht bedenken, und etwas ausmitteln will, wornach ich mich mit Zuversicht richten kann; und nie wende ich mich vergebens an sie. Die meisten Dinge erscheinen mir anders, wenn ich mich mit jenen darüber unterhalte, ich behandle sie nun freyer und doch besser; und was hier nicht anders erscheint, das ist gewiß schon Anfangs richtig gedacht gewesen, daran halte, darauf verlasse ich mich.

An Plätzen und Gegenden, die mir auf diese Weise vertraut geworden sind, hat jedes Einzelne eine besondre Bedeutung, die ihm das Herz geliehen, steht jedes Einzelne mit diesem Herzen in einer ihm eigenthümlichen Befreun-

dung. Je nachdem meine Stimmung ist, wende ich mich lieber an dieses oder an jenes, das ich dieser Stimmung geweiht habe, oder in dem ich etwas dieser Stimmung Verwandtes anzutreffen glaube.

So besitze ich für alles, was mein Inneres bewegt, etwas in der Natur, woran ich mich damit wende — selbst für das, worin mich kein Mensch verstehen würde.

Nicht selten auch gefällt es dem Herzen, die Rollen zu vertauschen, und dem seinen Schmerz zu klagen, dem es sonst nur seine Freuden bekannte, dem seine Hoffnungen mitzutheilen, vor dem es sich sonst nur in der Sorge ergoß, was oft wunderbare, immer aber wohlthuende Rührungen hervorbringt.

Alles lebt hier mit mir und ich mit allem, weil alles die Farbe meines Gemüthes trägt.

Es besteht ein unzertrennlicher Bund zwischen mir und der Natur. Ihr enthüllt sich mein Geheimstes, das Schlechteste, wie das Beste. Was ich vor mir selbst nicht auszusprechen wage, wovon, bey der unbefangensten Erforschung des Innern, der Blick sich ablenkt, das gestehe ich ohne Scheu der Vertrauten. Ich

lerne mich selbst besser kennen; ich entdecke in mir, was ich nie ahnete, indem ich mit der Natur lebe. Weiß ich mich einer Pflichtverletzung schuldig, habe ich einen Fehler, eine Schwäche an mir wahrgenommen; bey ihr muß ich mir dessen bewußt werden, um ernst und muthig an die Verbesserung zu gehen.

Bedarf ich der Ermunterung zu einer schweren edeln That; wie fühle ich mich so stark und aufgelegt, wenn ich sie im Angesichte der Natur überdacht habe!

Das Gute, das etwa in meinem Herzen wohnt, ist nie mehr das Meinige, als wenn die Natur es vertraulich an das Licht lockt. Das Verkehrte, das ich aus mir wegzuschaffen habe, erscheint mir nirgends häßlicher, unerträglicher, als wenn ich im Umgange mit der Natur daran erinnert, und in demselben des Widerspruches mit mir selbst inne werde. Und welch ein Genuß, wenn ich, ermüdet von dem vollbrachten Geschäft, das freye, mit sich zufriedene Herz den Eindrücken überlasse, die sie, die Wohlbekannte, in ihren vielgestalteten Charakteren hervorbringt, und das Leben nun hin-

schwebt, spielend unter ihren luftigsten Gestalten und lieblichsten Blüthen!

Immer haben mich solche Gegenden am meisten angezogen, wo die Aussicht sich in weite, graue Formen verliert, während das dicht abschneidende Gebirge, wie romantisch es auch gruppirt seyn mag, mir etwas Beengendes behält; der Gedanke kann nicht darüber weg, hinter demselben ist kein Raum mehr für mich, alles plötzlich geendet, das öde Reich des Nichts beginnt hier.

In die Nebel der Ferne baut die Phantasie ihre goldnen Reiche; in den Nebeln der Ferne, aus denen es hier und da noch funkelnd hervorscheint, liegt das Zauberland der Kindheit; hinter den Nebeln der Ferne schimmern die Gefilde der Seligen.

Aus den Nebeln der Ferne kommt mir Bothschaft von den Theuern, die ich liebe.

Aus dem Dunkel der Ferne schweben unbestimmt, aber freundlich, herauf und immer näher die Bilder der mir einverstandenen Seelen, die mir nie ihre Namen nannten, die ich nur im Geiste begrüßen kann.

Wie weit geht diese Ferne noch hinaus über den Gesichts- und Gedankenkreis! wie vieles mag jenseits leben, das sich einst innig mit mir vereinigen soll!

In jene Ferne sind die Theuern gezogen, die hier von mir schieden, und ihnen zieht meine Seele nach auf den Flügeln der Sehnsucht und Liebe.

Die Ferne öffnet sich unsern Wünschen, unserm Streben, unsern unerreichten Idealen, unsern Glauben, unsrer Hoffnung.

Nicht in die nächtliche Tiefe sinkt — der Ferne nach, wandelt mit uns vou hinnen das Schöne und Gute, dem wir uns ergeben haben. Sind wir bey dem Aeußersten, zu welchem hier unser Auge gelangen kann, angekommen: so thut eine neue Ferne sich auf, der es wieder mit uns entgegenwan[illegible]t. Das Unendliche meines Wesens und seiner Erweiterungen, wie es im Dunkel vorschwebt, um dort von neuem zu tagen, wie es immer mehr in das Licht tritt, stellt diese Ferne mir dar, und mit jedem Blicke in sie hinein erklingen in meinem Innern die Gesänge der Unsterblichkeit.

Auch hinauf, in das Blaue, schaut bey einer milden Himmelsbeleuchtung gern mein Auge. Dahin möchte der Geist sich schwingen, geöffnet die Schranken der Erde, entladen von ihren Bürden, frey von ihren Bedürfnissen, Gebrechen und Schmerzen, schweben in den Räumen des Lichtes, selbst eine Lichtgestalt, ungetrübt genießend die Seligkeit des geistigen Daseyns, über sich das Unermeßliche — immer heller, unter sich die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, strahlend im ewigen Glanze.

Nicht weniger verweilt der Blick mit Lust auf dem kinderreichen, mütterlichen Boden, sich zu weiden an seinem Farbenschmucke und an seiner treuen Liebe.

Hier ist sicheres, festes Land, während es anderwärts unter mir wankt und einstürzt.

Was auch sonst meine Hoffnungen täuscht: die Natur hält mir Wort, und wird mir Wort halten — und zeugt von einer andern Gegend, wo auch Wort gehalten wird.'

Ihre Frühlinge kehren wieder mit ihren Blüthen, wenn auch nicht wieder kehrt, was Menschen zerstört haben. Nicht verloren sind

mir die Reitze, die der Herbst begräbt, wenn auch unwiederbringlich verloren ist das Glück, das mir die Menschen zertrümmerten. Ihre Schönheit bleibt stäts dieselbe, wenn auch der Geschmack und die Launen der Zeit, das Schöne, was Menschen erzeugten, undankbar verstoßen. Bliebe mir nichts auf Erden, wäre alles wandelbar, betrüglich: du bleibst mir, Geliebte, immer dieselbe, immer voll Huld, immer geschmückt mit köstlichen Gaben, immer jung im Veralten. An dein Herz will ich sinken, du Beständige, und lächelnd verweinen die Trauer über die Vergänglichkeit irdischer Dinge.

5.

Das Leben mit sich selbst.

Zu den größten Wohlthaten, die mir das Schicksal erwiesen, rechne ich, daß es mich gelehrt hat, mit mir selbst zu leben.

Frühe wurde ich an mich selbst gewiesen. Meinen Umgebungen, wie viel Ergötzliches sie auch darbothen, fehlte, was meinen innigsten Bedürfnissen zusagte, und was sie gewährten, konnte mir nur ein flüchtiges Wohlgefallen abgewinnen, die Sympathie des Herzens blieb unerwiedert. Recht wohl fühlte ich mich nur, wenn ich bey mir war, um ungestört dem Gehör zu geben, was im kindischen Gemüthe laut werden wollte. Unwiderstehlich trieb es plötzlich

mich weg von dem fröhlichen Knabenspiele, in das ich auch wohl meine Jubel mischen mochte, in die kleine, stille Welt des Innern, wo alles so schön und traulich zusammen stand, und doch so lebendig sich regte — in die Paradiese des Innern, die bald wehmüthig im Abendscheine dämmerten, bald fröhlich im Morgenschimmer aufglänzten. Welche köstliche Stunden habe ich da zugebracht! welche süße Thränen geweint! wie viel hat sich da in mir gesammelt, entwickelt, ins Licht gearbeitet, dem ich noch jetzt die heitersten Genüsse verdanke!

So lebe ich nicht mehr mit mir selbst, so traurig froh, so gesellig vergessen, so nach Herzenslust, wie mit dem Liebsten und Trautesten unter den andern, so reich und unaussprechlich selig nicht mehr, als in den Kinderjahren; aber das Nachgefühl dieses Lebens besitze ich noch, es wird mich nie verlassen, und durch dasselbe bin ich fähig, noch immer interessant und nützlich genug, mit mir selbst zu leben.

Späterhin sind in meinem Leben lange Abschnitte gewesen, die mich, in den Stunden der Erholung, fast auf mich selbst beschränkten.

Ach! unter allen mir Nahen, außer der Natur, wenig oder nichts dem Herzen Befreundetes — gute, mitunter treffliche Menschen zwar, doch keine zum gemüthlichen Leben, zum Tausche des Gedankens, des leisern Gefühles, in Wort, Blick und That, Menschen andres Sinnes und andrer Weise. Ich habe mich mit ihnen gefreut, an ihren Schmerzen und Sorgen Theil genommen, ich habe ihrem Ernste und ihrem Spiele zugesehen; aber ich habe nicht mit ihnen gelebt.

Wozu die Jugend den Hang erzeugt hatte, das wurde mir nachher durch Verhältnisse oft aufgedrungen, daß ich mich ihm zuwenden mußte, wenn mir nicht das Daseyn veröden sollte. So war ich genöthigt, mir immer mehr von dem zu erwerben, was zu einem wechselreichen und vielseitigen Leben mit sich selbst geschickt macht; und dazu hat es denn auch nicht an Gelegenheit gefehlt. Die Natur, Erfahrungen, Bücher, Uebungen von mancherley Art und besonders die Menschen, mit denen ich zusammengetroffen, haben sie reichlich gewährt. Diejenigen, mit welchen ich nicht leben konnte,

haben mich in den Stand gesetzt, mit mir selbst zu leben.

Mit sich selbst leben — wie wenige vermögen das! Und in der That ist es keine geringe Kunst.

Es gehört dazu nichts Geringeres, als daß man sich selbst ein andrer werde, und doch mit sich in Befreundung bleibe, in diesem andern sein Einverstandenstes und Getreuestes besitze.

Jene Menschen mit dem leeren Kopfe und Herzen wie sollten die mit sich selbst leben? Ihr Selbst, man mag es fassen, wo man will, biethet nichts, als kahle Oberfläche, und dieses dürftige Wesen tragen sie in jedem Worte und jeder Handlung ganz mit sich herum. Wenn man sie einmal gesehen oder gehört hat, weiß man sie auswendig — und auch sie haben sich längst auswendig gewußt. So leicht sie zu befriedigen sind, mit so vieler Liebe sie ihr Selbst pflegen, schmücken, anpreisen: was für ein Interesse könnten sie daran haben, das zum Ekel Wiederholte immer von neuem zu wiederholen? Sich gar zu wohl bekannt und überall dieselben, das Betrachtete und das Betrachtende in

nichts von einander verschieden, aber gleich an Gehaltlosigkeit, werden sie es mit keiner Anstrengung dahin bringen, daß sie sich als andre erscheinen, und in sich etwas antreffen, womit umzugehen wäre.

Um sich selbst ein andrer zu werden, muß man viel erlebt, und dabey beobachtet, das Erlebte und Beobachtete geistig verarbeitet, in sein Eignes verwandelt, muß man gelesen, gedacht, gefühlt, sich etwas vorgesetzt, nach etwas gestrebt, etwas in sich gebildet haben; die Seele muß einen Reichthum von Vorstellungen, von Erinnerungen, von Bewegungen und Antrieben in sich schließen, deren sie sich gewöhnlich nicht bewußt, in denen sie sich selbst fremd ist, die aber ihr klar werden, so bald sie den Blick in sich hinein lenkt.

Die Zerstreuten, welche immer außer sich leben, sind sich nicht andre geworden, sondern haben sich ganz verloren an die Welt; sie sind überhaupt nur so lange noch etwas, als diese sie gefesselt hält, sie finden nichts mehr als das Gespenst eines Selbstes, so bald sie sich von dieser frey machen, um bey sich etwas zu suchen, sie müssen sich mit der Welt zusammen-

nehmen, um ihrer selbst inne zu werden. Darum vermögen auch sie nicht mit sich selbst zu leben; es flieht vor ihnen, und zerflattert in den Lüften, wenn sie erhaschen wollen, was noch außer den Eindrücken der Sinne ihnen an sich wesenhaft schien. Für sie giebt es keine Beschäftigung, als mit dem, was in der That von ihnen geschieden ist, und nie bleibend das Ihrige werden kann.

Könnte man etwas Beßres von denen erwarten, die, mit sich selbst uneins, sich beschämend und schreckend gegenüber stehen, und nicht in ihr Innres schauen dürfen, um nicht die traurigsten Zerrüttungen, ungemäßigte Wünsche, Tumult der Leidenschaften, Widerspruch des herrschenden Selbstes mit dem edlern wahrzunehmen, und alle Qualen der Selbstverdammung zu empfinden? Nicht bloß andre, sondern feindselige sind sie sich geworden. Zum Leben mit sich selbst, wird nichts dringender erfordert, als daß man mit sich selbst Frieden habe.

Wahrlich, es darf uns nicht wundern, wenn die meisten es unbegreiflich finden, wie jemand mit sich selbst leben kann, zum minde-

ſten ein ſolches Leben für abgeſchmackt, unbe⸗
quem, höchſt läſtig erklären.

Doch iſt es nöthig, das man mit ſich ſelbſt zu leben verſtehn. Es gibt Zeiten, wo wir durch unſern körperlichen Zuſtand, oder durch eine lebhafte Erſchütterung des Gemüthes, unſre gewöhnlichen Geſchäfte vorzunehmen, unfähig geworden, wo wir müde, abgeſpannt, der Erholung bedürftig ſind, und doch nicht unter Menſchen ſeyn, oder an Vergnügungen Theil nehmen können, entweder weil wir uns in unſerm Kreiſe nach Menſchen, die uns angenehm zerſtreuen, nach Vergnügungen, die uns ergötzen, vergebens umſehen, oder weil wir uns für beydes nicht geſtimmt fühlen, oder weil eben das, was uns unſern Verrichtungen entzieht, uns auch von der Geſellſchaft entfernt, wo wir uns mithin ganz verlaſſen, einer marternden Langeweile, und allen Thorheiten, böſen Gedanken, Selbſtpeinigungen, die dieſes traurigſte aller Uebel zu begleiten pflegen, einer furchtbaren Herzensverödung oder den Furien des Kummers, der Sorge, der Angſt Preis gegeben finden, wenn wir nichts in uns antreffen, womit wir

ein hinhaltendes, aufheiterndes, tröstendes Leben zu führen vermögen.

O, wie manche einsame Stunde ist mir, in der Beschäftigung mit mir selbst, leicht, angenehm und nützlich vorübergegangen, die ich ohne dieselbe finster, unmuthsvoll, an mir selbst verzweifelnd, zugebracht haben würde! Ueber wie manches Widerwärtige bin ich, mit mir selbst lebend, glücklich hinweggekommen, dem mich die interessanteste Gesellschaft nicht hätte entreißen können!

Das Leben unter Menschen wird oft so geistlos und abgeschmackt, so lästig in seinem ewigen Einerley, in seinem prunkenden Nichts, in seinen starren Formen, so ermüdend in seinen kleinlichen Bestrebungen, in seinem unbedeutenden und doch vornehm thuenden Treiben, daß man nichts sehnlicher wünscht, als sich vor demselben in Sicherheit bringen zu können. Wie sind da diejenigen zu bedaueen, die nicht gelernt haben, mit sich selbst zu leben, wobey allein Rettung wäre, die sich sogar gezwungen sehen, hier ihre Erholung zu suchen!

Nie fühle ich mich so leicht und frey, als wenn ich, nachdem ich so manchem Zudringli-

chen Rede gestanden, so manchen Langweiligen angehört, so manchem Läppischen zugesehen, so mancher eiteln Grimasse zugelächelt, zu so manchem Unverstande ja und nein gesagt, so manchem leeren Geschwätze hergehalten, mich nun, gänzlich erschöpft, bey mir selbst wieder finde, wie in den Armen der Ruhe, nach der sauern Mühe des Tages.

Indeß auch die geistreichste Gesellschaft kann nicht länger, als einige Stunden das Verlangen, wenigstens auf Augenblicke, zu mir zurück zu kehren, fern halten.

Ich muß schlechterdings, wenn ich aus dem Kreise der Menschen komme, noch eine Weile mir selbst angehören, ehe ich mich zur Ruhe legen, oder ein Geschäft zu beginnen im Stande bin.

Wollt Ihr das Egoismus schelten? Ihr würdet es nicht, wenn Ihr in mein Herz blicken könntet. Das Ich, um welches der Egoist sich gelagert hat, ist am weitesten von mir ab, wo ich mit mir selbst lebe. Nicht was diesem Ich schmeichelt, nicht worin man sich selbst gefällt, sondern das Schöne und Gute, das ich empfangen habe, oder das im Innern gebildet,

mir als etwas Fremdes erscheint, ist da meine Beschäftigung. Es kommt mir nicht in den Sinn, meine Gesellschaft für besser, als die der andern zu halten, ich denke an so etwas gar nicht; aber das empfinde ich recht lebhaft, daß ich hier das Beste mir zur Gesellschaft wählen kann.

Die interessanteste Gesellschaft sinkt endlich unvermeidlich zur gemeinen herab, wenn sie sich bloß aus sich erhalten soll, und nicht Menschen zu ihr gehören, die viel mit sich selbst leben, im Leben mit sich selbst die Blüthen und Früchte erzeugen, die das Leben der Gesellschaft verschönern und erfrischen.

Mit uns selbst müssen wir gelebt haben, um für die Gesellschaft recht aufgelegt zu seyn, um sie durch interessante Mittheilungen zu erfreuen, und dem, was sie uns zu gewähren hat, volle Empfänglichkeit entgegen zu bringen. Wer sich nicht im Leben mit sich selbst, auf das Leben in der Gesellschaft vorbereitet, und nachher die Eindrücke, die er hier aufgenommen, weiter bildet, ist eben so wenig geschickt, sie zu genießen, als sie zu benutzen, und den nachtheiligen Einfluß derselben von sich

abzuwehren. Je besser jemand mit sich selbst zu leben versteht, desto weiser, angenehmer, liebenswürdiger wird er mit andern leben.

Ich verkenne nicht, was ich in der Welt an Einsicht und Bildung gewonnen habe; aber das Meiste gehört dem Leben mit mir selbst an.

Indem ich mit mir selbst lebe, sammle ich eine Menge von Vorstellungen, zu denen ich unter Menschen nicht gelangen würde; weil da die Gegenstände und Veranlassungen derselben dem Auge entrückt sind; weil ich da die Zeit nicht finde, die zum Auffassen derselben erfordert wird; weil da zu viele Dinge mich anziehen, als daß ich bemerken könnte, was zu ihnen hinführt — verweile ich bey jeder so lange, bis ich sie mir vollständig entwickelt, was mir unter Menschen selten gelingt. Um mich zu den Gedanken zu erheben, die nicht in das Gebieth der Erfahrung fallen, um alles, was ich vernehme so zu verdeutlichen, zu berichtigen, zu ordnen, daß meine Bildung davon Gewinn hat, muß ich mit mir selbst leben. Das Beste, das Gediegenste und Fruchtbarste meines Wissens verdanke ich der einsamen Betrachtung, in der ich ganz mit mir selbst bin.

Da besuchen mich die stillen Freunde aus der innern Welt, die mit Kunde vom Herzen und vom Ewigen mein Leben erleuchten und erfreuen, stärken und leiten. Da erwachen und mischen und gestalten sich die zarten und großen, die heitern und ernsten Empfindungen der Seele, die den größten Reichthum des Gemüthes ausmachen, und zur Veredlung desselben am meisten beytragen. Da erhebt sich ins Licht das Lichtverwandte, das Reine und Schöne, was die Welt so oft in ihre Schatten hüllt.

Das Leben mit andern wird mir um so interessanter, je mehr es dem Leben mit mir selbst nahe kommt, je mehr ich darin mich selbst habe, und es treiben kann, wie der Genius gebeut, je mehr es sich aus dem Geräusch in das Heimliche und Trauliche zieht. Darum ist mir das Leben mit den Geliebten so köstlich; es ist gleichsam erweitertes Leben mit mir selbst, in dem Kreise eines mir verwandten Denkens, Empfindens und Wünschens hält es mich gefangen, aber ich bewege mich in demselben freyer und fröhlicher, unter mannichfachem Wechsel der Erscheinungen. Die Bilder meines Daseyns be-

gegnen mir, bald so, bald anders gekleidet und in verschiedener Beseelung. Und doch würde auch dieses Leben seinen Reiz verlieren, sein Angenehmstes würde mich ermüden, wenn ich mich nicht zuweilen davon absondern könnte, um ganz mit mir allein zu seyn.

Das Leben mit uns selbst ist von unserer Bestimmung unzertrennlich, darum läßt sich das Bedürfniß desselben in fühlenden Menschen nicht unterdrücken.

Glaubet nicht, daß mein Leben mit mir selbst ein einförmiges sey. Alles, dessen eine freye Geistesthätigkeit sich zu ermächtigen weiß, erlangt für mich Sprache, von allem, was ich in mir antreffe, was die Erfahrung mich gelehrt, was die Weisen mir mitgetheilt, was die Natur mir eingepflanzt, und was ich um mich her bemerke wird mir Frage und Antwort, Zweifel und Auflösung, Trauer und Götterlust, Trost und Ermuthigung; immer ist es andrer Art und andres Wesens, das mich bald unterhält, bald belehrt, bald innig rührt, bald kräftig erhebt, bald in heitre Paradiese, bald in die dunkeln Reiche der Wehmuth, bald

in das unendliche Gewühl stäts wechselnder ernster und fröhlicher Gestalten führt.

Ich verschmähe es nicht, mich zuweilen den Träumen der Phantasie zu überlassen, wie sie zufällig entstehen, und sich zueinander gesellen, oder wie die Stimmung die verwandten um sich versammelt, oder wie die klugen und thörigten Wünsche des Herzens sich bilden. Da flattern die leichtgeflügelten, ätherischen Kinder der Laune um mich herum, und ich ergötze mich an ihren bunten, lieblichen Farben, an ihrem lustigen Schwärmen von Blüthe zu Blüthe, ich theile mit ihnen ihr flüchtiges Daseyn, und sehe ohne Schmerz und Klage, wie sie selbst in ihr herab sich stürzen. Tausend Herrlichkeiten baue ich in die Luft, und habe meine Freude an der Pracht, die den Augenblick versinken wird. Was ich nie besaß, und nie besitzen werde, das nenne ich mein, und vollendeter, als es irgend vorhanden ist, drücke ich es an mein Herz. Kein Verlangen, das nicht Befriedigung würde, kein Schmuck des Lebens, keine freundliche Lage, kein geliebtes Gut, die nicht dem Worte des mächtigen Zaubers gehorchten. Ueber jede Schönheit bin ich unumschränkter

Gebiether, reicher bin ich als die Götter der Erde und schwelge in Genüssen, die sie mir beneiden sollen, und von denen sie mit all ihrem Golde auch nicht den kleinsten erkaufen werden.

Wollt Ihr mich tadeln, daß ich so mein Spiel habe? Kann denn das Leben ohne Spiel bestehen? und wie wäret Ihr auf einmal so entsetzlich verständig geworden? Ist es etwas andres, als Spiel und oft noch dazu ein schlechtes, was Ihr mit Kartenblättern, mit Neuigkeiten, mit Politik und Weibern, mit Redensarten und Entwürfen treibt? Warum soll ich nicht auch spielen mit meinen Bildern? Glaubet mir, ich verstehe mich auch auf den Ernst, eben weil ich mich auf das Spiel verstehe. Ich habe jedes an seinem Orte — und da ganz. Das ist der Unterschied: mein Spiel ist harmlos und gemüthlich, es versetzt mich in die heiterste Stimmung, munter und gutes Muthes kehre ich zu den Arbeiten zurück, mit denen ich nie gespielt habe; während Ihr spielet ist Euch der Angstschweiß auf der Stirne, prägt die Noth Euch ihre scharfen Züge ins Gesicht, steht Euch der Jammer bleich zur Seite, Ihr seyd nie unmuthiger und untauglicher, als wenn

Ihr vom Spiele kommt, und während Ihr am ernsthaftesten zu seyn glaubet, gebährdet Ihr Euch, als ob Ihr auf einen Scherz dächtet, und die Welt belustigen wolltet. Indem Ihr zu spielen vorgebet, lasset Ihr es Euch so sauer werden, daß man Mitleiden mit Euch haben möchte; dagegen spielet Ihr mit Dingen, mit denen kein Mensch spielen sollte, und verlanget, daß man Euern Ernst respective, wo man sich mit Mühe des Lachens erwehrt.

Oder meynet Ihr, meine Freude sey doch von kurzer Dauer? Kann denn die Eurige einer so gar langen sich rühmen? und eilet nicht jede Lust des Menschen schnell dahin? Vermöget Ihr auch die Eurige zurück zu rufen, so oft es Euch gefällt, wie ich es vermag?

Träume sind es, an denen ich mich ergötze? Das begehre ich nicht zu läugnen, das habe ich nie mir selbst zu verbergen gesucht. Als Träume habe ich sie behandelt und genossen, und ihnen nicht angesonnen, was sie mir nicht gewähren konnten. Immer bin ich mir bewußt geblieben, daß das nicht in der Wirklichkeit sey, was ich im Geiste umarmte, darum hat es mir nie etwas gekostet, mich in

diese Wirklichkeit zu fügen, aber oft ist es mir gelungen, die freudeleere mit den Blüthen aus den Gefilden des Traumes zu schmücken, und nie ist sie für mich ohne Reitze gewesen, nie hat sie mich unzufrieden gemacht. Und was hätte denn Eure Wirklichkeit vor meinen Träumen voraus? Nichts, als daß Ihr sie lebhafter fühlet, und mehr davon beunruhigt werdet. Wenn das Herz fröhlich war, dann gilt es doch wohl gleich, ob es sich an einem Traume, oder an etwas Wirklichem ergötzt hat; dieses ist nicht weniger vergänglich, als jener — und das Leben selbst, von seinem sittlichen Gehalte abgesehen, in seinen Erscheinungen nur ein zusammenhängender, deutlicher Traum — seine Wahrheit für das Herz allein in den Gefühlen, die es in diesem hervorbringt. Meine Träume dienen mir überdies nicht bloß zur Unterhaltung; sie offenbaren mir menschliches Wesen, von fremdem oder eignem menschlichen Wesen hat sich das losgearbeitet, woraus sie sich bilden, oder was ihnen die Form gibt; ich werde mit menschlichen Wesen vertrauter, menschliches Wesen entwickelt sich vielseitiger in mir, ich blicke in mein Herz, unbekannte Eigenschaften

meines Gemüthes treten ans Licht, und dem Spiele gesellt sich die ernste Lehre zu, indem ich mich mit den Träumen der Phantasie beschäftige.

In den Augenclicken der Abspannung oder eines solchen körperlichen Uebelbefindens, das mich, ohne große Schmerzen zu verursachen, oder die Besinnung zu stören, der Anstrengung unfähig macht, überlasse ich mich den Eindrücken der Gegenstände um mich her und den flüchtigen Gedanken und Empfindungen, die dadurch hervorgebracht werden. Anregend und stärkend zieht dann in die freye Seele ein, was sonst auf die von andern Dingen ganz eingenommene nicht einmal wirken kann, und setzt sie in eine ruhig wohlthuende Bewegung. Der Tisch, an dem ich zu schreiben pflege, die Bilder an den Wänden, die Bücher in den Schränken, das freundliche Licht des Tages, oder die sanfte Dämmerung des Zimmers sprechen mir ermunternde, tröstende, liebliche, freudenreiche oder wehmüthige Worte zu; ich selbst rede durch sie mit mir, durch das, was ich in ihnen finde, was ich ihnen in den Mund lege. Ich

entdecke in ihnen Beziehungen, Andeutungen, Verhältnisse zum Leben, Ausdrücke meines Thuns und Leidens, Erinnerungen an Freuden und Schmerzen, die ich sonst nicht wahrnehme. Was ich im Umgange mit diesen Dingen erfahren, gedacht, gefühlt, was sich in der Phantasie an sie gekettet, das stellt sich meinem Geiste, in einen weichen Duft gehüllt, matter, aber oft wunderbar rührend dar.

Ein andres Mal gehe ich den einzelnen Gedanken und Empfindungen, die durch die Eindrücke der Gegenstände veranlaßt worden sind, oder in der Seele von selbst entstehen, weiter nach, und sehe zu, wie die ersten sich trennen und verknüpfen, die andern sich absondern und vermischen, und werde auf diese Weise nicht selten zu glücklichen Einfällen, zu überraschenden Ansichten, zu treffenden Vergleichungen geleitet, mit neuen Gefühlen bereichert, in ganz eigne Stimmungen gesetzt, die für das sittliche Leben ein beträchtlicher Gewinn sind. So hat sich mir manches aufgeklärt, manches geordnet, manches berichtigt, woran die absichtliche Anstrengung immer vergebens gearbeitet hatte.

Nicht weniger interessant ist es mir, mittelst der Erinnerung zurück zu leben in vergangene Zeiten, mir die Erfahrungen, die ich gemacht, die Situationen, in denen ich gewesen, die Menschen, die ich gekannt, die Verlegenheiten, in die ich gerathen, die Vergnügungen, die ich genossen, zu vergegenwärtigen, in dem allem mich selbst wieder zu finden, den Einfluß auf meinen Verstand, auf meine Sinnesart und auf meine Glückseligkeit zu beobachten, und so in der Geschichte meines äußern Lebens die Geschichte meiner innern Entwickelungen zu verfolgen, und darüber Betrachtungen anzustellen, die der Weisheit des Lebens förderlich werden können.

Von Jugend auf hat meine Seele nach Wahrheit gedürstet und Wahrheit gesucht. In den Angelegenheiten, welche dem besonnenen Menschen die wichtigsten seyn müssen, hat es mir nie genügt, zu wissen, was die Meisten oder die Erleuchteten davon hielten; ich mußte selbst sehen, selbst wahr finden, mir selbst sagen können, was ich zu glauben hätte. Darnach habe ich unablässig gerungen; darauf habe

ich die Zeit und Kräfte gewendet, die ich in einem geschäfts- und zerstreuungsvollen Wirkungskreise gewinnen konnte. Es ist mir nicht gestattet gewesen, viel über Dinge dieser Art zu lesen; desto mehr und desto sorgfältiger habe ich über sie gedacht. Zu dem, was ich suchte, bedurfte es auch weniger der fremden Leitung, als des ernsten Blickes in mein Inneres und auf das Leben. In den Gesetzen und Bedingungen meines menschlichen Daseyns, im Laufe der Welt habe ich der Wahrheit nachgeforscht, die Bedürfnisse meines Geistes und Herzens habe ich damit verglichen; was aus jenen hervorging, was mit diesen übereinstimmte, das hat mir als Wahrheit gegolten, und wenn es eine dem Menschen erkennbare Wahrheit gibt, dann muß sie auf diesem Wege anzutreffen seyn. So bin ich, lebend mit mir selbst, zu Ueberzeugungen gelangt, die mich befriedigen, und die ich ganz als mein Eigenthum betrachten kann. Diese Ueberzeugungen im Zusammenhange zu durchdenken, die Zweifel, die sich gegen sie erheben, zu erwägen, jene, wo es nöthig ist, zu verbessern, oder fester zu begründen, mir ihren reichen Inhalt zu vergegenwärtigen,

sie mit andern Angelegenheiten meines Lebens in Verbindung zu bringen, ihr Licht über die Forderungen, die Begegnisse, die Sorgen und Hoffnungen desselben zu verbreiten, aus ihnen Lehre und Rath, Muth und Trost zu schöpfen, gehört noch immer zu den köstlichsten Genüssen des Lebens mit mir selbst.

Auch die der Untersuchung meines Herzens gewidmeten Stunden des Lebens mit mir selbst kann ich eben so wenig zu den traurigen, als zu den verlornen zählen. Ich mache dabey wohl manche Entdeckung, die mich demüthigt, aber auch manche, die mir zur Freude gereicht. Nur für den, der sich ganz fremd geworden ist, kann die Selbsterforschung ein lästiges Geschäft seyn, nicht aber für den, der schon oft in sein Gemüth geblickt, sich einige Bekanntschaft mit sich selbst erworben, und an der Verbesserung seines Innern gearbeitet hat.

Welcher Gegenstand des menschlichen Wissens sollte mich mehr interessiren, als mein eignes Wesen, in seinen mannichfaltigen Anlagen, Dispositionen, Stimmungen, Neigungen, Charakterzügen, Aeußerungen, Fehlern und Tugen-

den? Ohne Selbstkenntniß ist es nicht möglich, zu einer weisen Lebensführung und dauerhaften Zufriedenheit zu gelangen. Je genauer man sich selbst kennt, desto mehr ist man im Besitze seiner Kräfte, seiner Gefühle, seiner Triebe und seiner Glückseligkeit. Mit sich selbst aber muß man leben, um mit sich selbst recht bekannt zu werden.

In dem Leben mit mir selbst treten Gedanken, Empfindungen, Wünsche, Erwartungen und Besorgnisse hervor, die sich in der Welt nicht entwickeln können, und in denen sich doch das Eigenthümliche meines Herzens am meisten offenbart. Während ich nur dem Spiele meiner Gemüthskräfte zusehe, dringen sich mir Bemerkungen genug auf, die eben so überraschend, als belehrend sind. Ich beobachte näher, was in der Welt zu schnell vorüber geht, als daß ich es scharf in das Auge fassen könnte; ich rufe herauf, was in den Tiefen meines Wesens schlummert, und unter den Eindrücken der Welt nicht zum Vorschein kommt; ich verschaffe dem, was in der Welt durch Umstände und Rücksichten gehindert wurde, Gelegenheit sich zu äußern; ich besinne

mich, wovon ich am häufigsten und stärksten bewegt werde; ich erinnere mich an die Dinge, die mich gereitzt, bestürmt, betrübt, geängstigt, aufgerichtet und erfreut, und erforsche ihre Wirkungen auf mein Herz — an die Handlungen, die ich verübt, und untersuche die Gründe und den Werth derselben, an die heftigen Begierden, die ich gehägt, und beobachte dieselben genauer; ich frage mich nach der Erfüllung und Uebertretung meiner Pflichten. Zuweilen vermag ich, allem, was je in mir gewesen und durch mich geschehen, eine Deutlichkeit zu geben, die mich darin ein vollständiges Bild von mir selbst erblicken läßt. Hier, wo ich mich mit mir und dem Herzenskündiger allein befinde, bin ich mir einer Unparteylichkeit und Redlichkeit bewußt, die ich sonst nicht an mir rühmen kann, und das Herz wagt Geständnisse, mit denen es sonst zurück hält.

Doch ich lasse es nicht dabey bewenden, daß ich mich selbst zu ergründen suche: ich überlege zugleich, wie ich meine Fehler verbessern, mein Gutes vermehren, erhöhen und läutern könne, welche Mittel ich dazu besitze, was ich

mir von jedem derselben zu versprechen, und wie ich sie, bey meinem Temperamente, bey meinen Schwächen, und bey dem, was in mir Gewalt übt, zu gebrauchen habe.

Die Vergehungen, deren ich mich anklagen muß, lasse ich mir zu einer ernsten Erinnerung dienen; Thorheiten, die ich begieng, halte ich mir zu meiner Beschämung lebhaft vor; ich bemühe mich, mir des Widersinnigen, Abgeschmackten, Lächerlichen darin recht bewußt zu werden, damit ich mich künftig ernstlicher hüthe. Auf die Nachtheile, die mir aus einem hitzigen, unüberlegten Betragen entsprungen sind, auf die Fälle, wo ich die Gegenwart des Geistes, die Macht über mich selbst verlor, wo ich in der Verwirrung ungereimt handelte, mache ich mich aufmerksam, damit mir das in ähnlichen Fällen nicht wieder begegne.

Ich suche mir eine Uebersicht meines Lebens in der Welt zu verschaffen. Ich forsche nach, was dieses Leben für mich ist und seyn kann, welche Zwecke ich ihm setzen muß, um ihm eine ehrenvolle Bedeutung zu sichern, in welcher Gestalt ich im Stande bin, es mit Wohlgefallen zu betrachten, was es mir bisher

war, wie es auf mich gewirkt, zu welchem Ziele ich es geführt, und wie ich es, seiner Bestimmung gemäß, weiter einrichten möge, welche Forderungen es an mich ergehen läßt, in welche Verhältnisse es mich stellt, und noch stellen wird, und wie ich den Pflichten derselben Genüge leiste, mit welchen Versuchungen ich werde zu kämpfen, welche Schwierigkeiten ich werde zu besiegen haben, wie diese Sachen, diese Menschen zu behandeln seyen, wie ich dem Einen ausweiche, dem andern leise nahe trete, durch welche Vorstellungen ich diesen gewinne, jenen auf andre Gesinnungen leite, auf welche Weise ich, was gegen mich unternommen wird, unschädlich mache. Ich berathe mich mit mir selbst, was zu thun und zu meiden, zu wählen, zu verwerfen sey, und wie die Geschäfte, die ich unter Händen habe, am besten ausgeführt werden können. Ich bilde, berichtige und befestige meine Grundsätze; ich untersuche, was sie mir bisher gewesen sind, was sie mir fortan seyn müssen. Ich fasse die nöthigen Entschließungen, und ertheile ihnen den Nachdruck, dessen sie bedürfen; ich wiederhole die

schon mehrmals gefaßten, um ihren Einfluß zu verstärken.

Und warum sollte ich mich nicht auch an das erinnern, was mich in der Welt belustigt, oder mir edlere Freuden gewährt hat? an die komischen Auftritte, von denen ich Zeuge gewesen, an die Ungereimtheiten, die der Zufall oder die Narrheit der Menschen zu Stande gebracht, an die thörigten und lächerlichen Dinge, welche die Menschen mit der Miene der Weisheit, mit dem Dünkel der Ueberlegenheit und der Zuversicht des Effectmachens begingen, an den Plunder, womit sie Gepränge treiben, an den schlecht erkünstelten Schein, womit sie sich zu berücken hoffen — an die rührenden Scenen, die an mir vorüber gegangen sind, an die schönen Züge, die sich vor mir entfaltet, an die herrlichen Gestalten, die mich entzückt, an die Worte des Witzes und der gediegenen Weisheit, die ich gehört? Warum mir nicht noch einmal vergegenwärtigen die Genüsse, die ich gehabt und vielleicht nur halb gekostet, die Momente des reinen Frohsinns und der seligen Begeisterung, was ich innig gefühlt, trefflich vollbracht, würdig gefeyert, was mich an sich

gezogen, in sich aufgenommen, weit über mich erhoben hat? Warum sollte ich nicht meine Erfahrungen zur Erweiterung meiner Menschenkenntniß benutzen? ist nicht diese zugleich Erweiterung meiner Selbstkenntniß — Bedingung des verständigen, erfolgreichen Handelns?

Nicht übergehen darf ich hier mein Leben mit mir selbst in den Stunden der Andacht. Ja, es ist mein gehaltvollstes und glücklichstes Leben mit mir selbst: wenn ich mich, entfernt vom Geräusche der Welt, der Betrachtung meines ewigen Seyns und seiner erhabenen Verhältnisse hingebe, wenn ich Gott denke, meine Würde, meine Bestimmung und meine Hoffnungen, mir den Unendlichen vorstelle und seine Liebe, mich verliere in die unermeßlichen Räume, über die er seine Herrlichkeit ausgegossen, mir mit Entzücken sage, er lebt und liebt von Ewigkeit zu Ewigkeit, mein Gott und mein Vater, wenn ich die Spuren seiner Macht, Weisheit und Güte in der Welt und in meinem Leben aufsuche, ich die Höhe erwäge, auf die er mich gestellt, die genaue Verbindung mit sich, deren er mich gewürdigt, die

edlen Anlagen und Gefühle, durch die er sich mir fortdauernd mittheilt, die großen Gesinnungen, die er von mir verlangt, die Bestrebungen, zu denen er mich auffordert, die Reinheit und den Adel des Lebens, die Aehnlichkeit mit ihm, zu denen ich wirklich gelangen kann, wenn ich seine Stimme ehrfurchtsvoll im Herzen vernehme, und der unaussprechlichen Wichtigkeit der Geschäfte, für die ich hier bin, inne werde, wenn ich mich in jene Zukunft versetze, da ich, entfesselt von der Erde und ihren trüben Sorgen und ihren drückenden Beschränkungen, freyer wirke, kräftiger aufstrebe, lautrer mein eignes Daseyn und Ihn den Ewigen empfinde, zum Anschauen mir hier unfaßbarer Wunder, zu einer Seligkeit geführt werde, von der ich hier nur, in den heitersten Stunden meines Lebens, leise Ahnungen habe, mit den verklärten Geistern in Gemeinschaft komme, denen ich mich jetzt schon oft so nahe fühle, wenn ich die Anstalten überschaue, die zu meinem Besten getroffen sind, das durch alle Zeiten gehende Werk Gottes zur Heiligung seiner vernünftigen Geschöpfe, wenn ich mir Ihn, den Reinsten, Edelsten unter allen, den Retter und

Helfer, den Mittler zwischen der Erde und dem Himmel, in der stillen Hoheit seiner Seele, in der Stärke seiner Liebe, in dem Lichte seiner Weisheit, in dem Reichthum seiner Gaben, in seiner geheimnißvollen, und doch so hell strahlenden Bedeutung für die Menschheit nahe bringe, wenn dann die Rührungen meines Herzens mich überwältigen, und ich versinke in demüthige Bewunderung, in frohes Erstaunen, in heilige Wehmuth, in anbetende Liebe, wenn sie dann fließen die Thränen der Freude und des Dankes, und das Herz sich ergießt vor dem Unsichtbar Nahen, vor dem freundlich zu mir Hingewandten, und ich ihm auch nicht Eins von dem verschweige, was im Herzen sich regt, wenn ich mich dann so himmlisch gestärkt und getröstet finde, und mich allem Guten feuriger angelobe, und alles, was in mir Gutes ist, sichrer, lebendiger, freudiger wird. O, die Stunden, wo ich so mit mir selbst und mit Gott bin — nehmet sie, mit dem, was sie hervorbringen, weg aus meinem Leben: und Ihr habt mir mein Bestes genommen.

Noch muß ich erwähnen des Lebens mit meinem Kummer und mit meiner Freude.

Selten und nur in gewissen Fällen, wo es nämlich das Band der wechselseitigen Zuneigung fester zieht, und durch herzliche Theilnehmung Erleichterung verschafft, nie, wo ich damit beschwerlich falle, erlange ich es über mich, andre mit den Dingen, die mir unangenehm sind, zu belästigen, und auch dann nicht eher, als bis ich sie für mich hinlänglich behandelt habe. Aber immer ist es mir dringendes Bedürfniß, mit meinem Kummer im Stillen umzugehen, ihn von allen Seiten zu betrachten, und mich selbst ganz in ihm zu fühlen. Ich will ihn verstehen, und mit ihm vertraut werden, so gewinne ich am ersten eine gewisse Ruhe. Wenn ich über die Sache, von der er herrührt, nicht anders denken lerne; so wird doch meine Ansicht milder, mein Gefühl sanfter und ich verschaffe mir eine wohlthätige Zerstreuung. Dies, glaube ich, ist zugleich das einzige Mittel, unsern Leiden Einfluß auf unsre sittliche Bildung zu verschaffen, und besonders ihre Wirkungen unserm Charakter anzupassen. Nicht selten indeß geschieht es, daß

ich über das Widerwärtige selbst in der Ueberlegung leichter hinweg komme.

Das weichliche Schwelgen in unangenehmen Gefühlen, das unmännliche, erschlaffende Selbstbedauern, das träge Versinken in den Schmerz, das melancholische Brüten über denselben, wobey die Phantasie immer ärger macht, sind mir von Herzen zuwider. Aber ich höre meinen Kummer aus; ich forsche nach der Ursache und Größe desselben; ich suche mir von dieser richtige Vorstellungen zu verschaffen; ich sage mir offen, was und wie viel ich leide; ich gebe mich Anfangs meinen Empfindungen hin, dann beobachte ich sie, lasse sie sich rechtfertigen und setze ihnen Gründe entgegen; ich bemühe mich in denselben mein Herz kennen zu lernen; ich forsche nach der Bedeutung dieses Kummers für mein Leben, nach seinen Vortheilen für mein Herz; ich beleuchte ihn mit den Lehren der Erfahrung und der Religion; ich wende mich mit dem schweren Herzen an den gütigen Regierer meiner Schicksale; ich achte auf das, was mir in meiner Lage zur Erleichterung und Aufheiterung dienen kann; ich verweile bey den, von ihm geweckten, Gefühlen,

die an meiner Stimmung im Ganzen oder an meinen Neigungen etwas zu veredeln vermögen, und drücke sie mir tiefer ein, erwecken sich auch wohl mittelst der Phantasie von neuem; ich gewöhne mich in die sanften, wohlwollenden, demüthigen Gesinnungen, die er mir aufnöthigt; ich trachte nach Fertigkeit in der milden Art, Dinge zu beurtheilen, in der Schonung menschlicher Schwächen, wozu er mich disponirt.

Meine Freude theile ich gern mit, wo ich Herzen dafür offen finde; doch kann ich auch nicht umhin, mich einsam mit ihr zu beschäftigen; wie wäre ich sonst im Stande, sie ganz zu empfinden? Ihr Wesen ist ja so zart und geistig, daß man es nur in der sinnigen Betrachtung rein in sich aufzunehmen vermag; sie entflieht, wenn man mit den Händen nach ihr greift, aber sie bleibt uns nahe, und offenbart uns immer mehr von ihrer himmlischen Schönheit, wenn das Auge der Seele sie belauscht, und die edlern Neigungen des Herzens sich ihr anvermählen.

So muß ich es mit ihr halten. Ich horche auf ihren leisen Flügelschlag, und ihre flüsternden Laute gehen mir nicht verloren; das

zarteste Stäubchen der Blumen, die sie über mein Leben streut, wird von mir bemerkt, die feinsten Düfte derselben hauchen mich mit Erquickung an. Jeder glückliche Vorfall, jede angenehme Gabe des Schicksales, wenn die Empfindung darüber auch nicht eigentliche Freude wäre, ziehen mich in die Stille zu mir selbst hin, damit ich hier recht erfahre, was ich daran habe, damit ich hier alle Lust in mich sauge, an allem Lieblichen und Wohlthätigen, an aller Gewährung und an aller Verheißung mich ergötze, alle Gefühle versammle und vereinige in innigen Dank des Herzens.

Wie hat es da oft leise mir die Brust durchzittert, hoch das Herz geschwellt, laut aufgejauchzt aus dem tiefsten Grunde der Seele! wie bin ich da oft überselig hingesunken auf die Knie unter heißen Freudenthränen!

Manches, das an sich nicht zu dem Leben mit uns selbst gerechnet werden kann, läßt sich durch die Art, wie man es behandelt, in dasselbe hinüber holen.

Das Beste solcher Schriften, die nicht bloß für den Verstand geschrieben sind, an sich auch

Leben mit einem andern — und bey vielen das nicht einmal — wird mir jederzeit Leben mit mir selbst. Ich fasse die Gedanken, die der Verfasser mir mittheilt, so auf, als ob sie in meiner Seele entstanden — sie schließen sich denen, die ich schon besitze, so an, als ob sie aus diesen hervorgegangen wären; ich verarbeite sie, bis sie sich in meine Empfindungsweise hineingelebt haben. Indem ich lese, unterhalte ich mich mit mir selbst in der Erweiterung, die mein geistiges Daseyn durch fremdes empfängt. Auf jedem Blatte finde ich mich selbst wieder, und erst wo ich mich selbst wiedergefunden habe, verstehe ich das Buch. Ich antworte auf meine Frage, indem ich die Gedanken, die das Buch angeregt hat, entwickle, oder ihnen etwas entgegen setze. Aus dem Meinigen kommt mir der Zweifel, die Lösung, der Unterricht, der Trost, die Erhebung, darum dringt alles so mächtig in die Seele.

Soll die Lectüre wahrhaft bildend, erbauend, lebenerregend werden: so muß sie solcher Gestalt Leben mit uns selbst seyn, und was darein nicht übergeht, das fliegt uns nur an, und ist bald wieder weggewischt.

Die Arbeit, an sich Leben mit dem Geschäft und mit den Dingen, die in das Geschäft verwickelt sind, — bey vielen noch weniger als das, lebensloses Bewegen der Gedanken und Gliedmaßen — wird mir Leben mit mir selbst, so bald ich sie mit Liebe treibe; mit meiner Liebe lebe ich dann, ich fühle, was ich thue nur in meiner Liebe und durch sie; was ich verrichte ist nur Mittel, mich mit meiner Liebe in einen eben so ordnungs- als wechselvollen Verkehr zu bringen. Meine heitersten Gedanken, Bilder in meinem Herzen geboren, treten, neue Vorstellungen weckend, neue Erwärmungen zeugend, neue Verknüpfungen der Gefühle veranlassend, vor mich hin, in dem Werke das ich vollende. Die Entwickelungen meines Innern während der Arbeit, die Ueberlegungen und Betrachtungen, wie etwas am besten geschehe, das Bemerken der Mängel nach derselben, die Freude über das Gelungene: alles dieses ist Leben mit mir selbst.

Bey leichten Arbeiten gelingt es mir noch auf andre Weise, mit mir selbst zu leben. Ich kann, ja ich muß, um sie mir interessant zu machen, da sie meine Aufmerksamkeit nicht ge-

nung beschäftigen, und um sie mit Geist zu verrichten, wie jedes menschliche Werk verrichtet werden sollte, etwas aus meinem Innern bald an sie knüpfen, bald in sie hinein legen; ich muß aus der Fülle des Gemüthes mich über sie verbreiten und von demselben auf sie einfließen lassen, wofür sie Empfänglichkeit haben, so daß ich auch hier mich selbst ganz besitze, und auf tausendfache Weise mich selbst erfahre, nicht ohne Wachsthum der Kraft und der geistigen Fertigkeit.

Ich weiß wohl, daß das Leben mit sich selbst zur Einseitigkeit, zur Herzensverengung, zur Eigensucht, zum Dünkel, zum trübsinnigen Ernste und zu tausend Bizarrerien des Charakters führen kann; ich weiß aber auch, daß dies nur da zu besorgen ist, wo man es mit verkehrtem Gemüthe treibt, und wo man sich ihnen zu oft hingibt — nicht da, wo man sich mit unbefangenem Sinne, mit gleichmäßiger Berücksichtigung seiner sämmtlichen Geistes- und Herzensbedürfnisse, mit dem ernsten Streben nach sittlicher Veredlung ihm anvertraut, wo man es als Mittel der Vorbereitung auf das

Leben unter Menschen, behandelt. Am wenigsten hat man es da zu fürchten, wo man Selbsterforschung darin zur Hauptsache macht, und sich für alles Schöne und Freudenwerthe die reine Liebe bewahrt, welche die Demuth immer zur Seite hat.

6.

Das Leben mit den Menschen.

Zu beklagen würde ich seyn, bey allen Genüssen und Vortheilen, die mir das Leben mit mir selbst gewährt, wenn ich nicht auch gelernt hätte mit Menschen leben, und in ihren Kreisen mich wohl fühlen.

Meine Verhältnisse nöthigen mich häufig unter Menschen, weisen und unverständigen, angenehmen und lästigen muß ich mich hingeben, und ich kann nicht läugnen, daß ich zuweilen lieber der süßen Stimme des Herzens, die zur stillen Selbstbeschäftigung einladet, folgte; aber ich weiß mich zu fügen, und sogar des, in mancher Hinsicht, Mißfälligen

auf irgend eine Art froh zu werden. Wer käme denn auch so wohlfeil davon, daß es ihm nicht hier und da unfreundlich festhielte?

Ich segne einen Zwang, ohne welchen ich mich vielleicht ganz in mich selbst zurückgezogen, und dann doch offenbar meine Bestimmung verfehlt hätte; denn dieser leisten wir noch nicht damit Genüge, daß wir irgend ein Werk treiben, welches uns mit Menschen in Verbindung bringt, und uns jeden dahin abzweckenden Verkehr gefallen lassen, sie verlangt auch, daß wir uns sonst auf alle Weise gesellig an sie anschließen.

Das gesellschaftliche Leben gibt uns tausend Veranlassungen, uns nützlich zu machen, die derjenige entbehrt, der sich von demselben absondert. Man erzeigt sich da unaufhörlich, meist ohne es selbst zu bemerken, Dienste, die, so unbedeutend sie zu seyn scheinen, oft in ihren Folgen sehr wichtig werden. Gewisser Maßen ist das ganze gesellschaftliche Leben, vernünftig geführt, nichts anders, als ein gegenseitiges Dienen in mannichfaltiger Mittheilung solcher Dinge, die entweder angenehm empfunden werden oder zum Nutzen gereichen. Wo

der gebildete Mensch nur erscheint, da sagt und thut er gewiß etwas, das andre belehrt oder erfreut, das irgend einer Unbequemlichkeit abhilft, irgend ein Bedürfniß befriedigt.

Zu einer vollständigen, harmonischen Geistes- und Herzensbildung wird erfordert, daß man unter Menschen lebe. Manche Einsichten kann man allein hier erlangen, manche Gefühle können allein hier erwachen, manche Neigungen allein hier sich äußern, und die nöthige Stärke gewinnen, manche Fertigkeiten lassen sich allein hier erwerben. In ein gewisses Gleichgewicht mit den Menschen, mit ihren Verhältnissen, Ansprüchen und Bestrebungen, muß man sich durch vielfachen Umgang mit ihnen gesetzt haben, um sich der Reife und Gediegenheit des Charakters rühmen zu können, die eben so wesentlich zur Vollkommenheit des Menschen, als zu einer erfolgreichen Thätigkeit gehört. Die äußere Humanität, welche die Gesellschaft uns ansinnt, und die man sich in derselben zu eigen macht, hat auch ihren eigenthümlichen Werth, indem sie die innere Menschlichkeit gebührend ehrt, die Erscheinung derselben würdig schmückt und feyert, und jeder an-

dern Trefflichkeit, vermöge des Zusammenhanges, worin alles Edle der Menschennatur mit einander steht, förderlich wird.

Viel habe ich dem Leben mit Menschen zu danken, das ich mit empfindlichem Selbsttadel an mir vermissen würde, unaussprechlich viel auch denen zu danken, die mich wohl selten unter sich gesehen hätten, wenn ich von nichts, als meiner Neigung abhängig gewesen wäre; was sie mir nicht direct gegeben haben, das haben sie mir gegeben, indem sie mich in der Geduld, in der Selbstverläugnung und in der Erfindung der Mittel geübt, durch die man sich das schwer zu Tragende, erleichtert, indem ich an ihnen gesehen, was man zu vermeiden hat, um nicht lästig zu fallen, und wie sich zu nehmen, zu halten, zu fördern, um, sich selbst genügend, zugleich an jeder Stelle bequem zu seyn.

Das Leben mit sich selbst — zu welcher Einförmigkeit, Dürftigkeit, Kümmerlichkeit müßte es hinabsinken, wenn es nicht von dem Leben unter Menschen neue Stoffe und frische Kräfte bekäme! wie müßte es in sich erstarren, wenn

es nicht von diesem immer wieder aufgestört, und in eine heilsame Bewegung gesetzt würde!

Wahrlich ich habe auch Köstliches genossen im Leben mit Menschen, das ich kühn dem Köstlichsten, was das Leben mit mir selbst gewährt hat, gleich stellen darf. Um keinen Preis gäbe ich das hin, was ich von Menschen empfangen, mit Menschen empfunden, was, erwärmt vom fremden Gefühle, mir der Busen erzeugt hat. Selbst in seiner schläfrigsten, langweiligsten, kläglichsten Gestalt ist das Leben mit Menschen mir nicht ganz ohne Ergötzlichkeit geblieben.

Lasset mich schweigen von dem Leben mit denen, die mir die Geliebtesten sind auf Erden, wie es sich weich und zärtlich um mich schlingt, und in seinen Armen mich wiegt, daß mir die Welt, mit ihrer Lust und Sorge, in das Reich der Schatten versinkt, und ich nur hier noch athme, fühle und denke, wie es an jede Faser des Herzens sich hängt, mein ganzes Wesen mir abschmeichelt, wie sein süßer Zauber mich auch um das betrügt, was ich mir am meisten gesichert glaube, wie es, immer neu und immer dasselbe, mich dahinträgt, und alle Wunden des

Herzens heilt, und mit dem Entzücken der Seligen mich nährt. Vergebens würde ich mich bemühen, Euch das zu schildern. Von Einem Tage zum andern, von Einer Scene zur andern müßte ich Euch führen, was flüchtig vorübereilt, auffangen, und fesseln an ein todtes Wort, was gefühlt seyn will, wofür es keine Sprache gibt, ausreden — nein, in mich selbst müßte ich Euch hereinversetzen können, um Euch davon Einen Begriff zu geben.

Aber von dem Leben mit den Freunden lasset mich versuchen, ob ich Euch etwas bezeichnen kann. Kennet Ihr das Vergnügen, das die Seele empfindet, wenn sie, einer andern ganz zugethan, diese in zärtlicher Theilnehmung begleitet, mitzuleiden, mitzugenießen, was jene leidet und genießt, wenn sie die Begriffe, die Unruhen, die Freuden, die Sorgen, die Hoffnungen der andern zu den ihrigen macht, und durch alle Wechsel mit ihr wandelt, wenn sie liebend aus sich heraus tritt, in die andre sich zu versenken, und in der Wonne der Selbstentäußerung ihr Daseyn reiner und kräftiger zu erfahren, und dann bereichert mit

dem Zartesten und Geistigsten des fremden Lebens zu sich zurück zu kehren — dieses selige Erweiterungsgefühl in der Ausbreitung unsrer ganzen Empfänglichkeit über einen uns theuern Menschen — oder wenn sie sich in das Anschauen edel gestalteter menschlicher Wesen verliert, die, jedes geschmückt mit eigenthümlichen herrlichen Gaben, jedes irgend einen besondern Zug menschlicher Vollkommenheit in hoher Schönheit an sich darstellend, eine besondre Form rührender oder großer Menschlichkeit ausdrückend, sich in der Fülle ihres Lebens frey um uns bewegen, und, unbekümmert, wie sie darin erscheinen, und wie man sie fasse, es treiben nach Wohlgefallen? Kennet Ihr die Lust des aufgelösten und überströmenden Herzens in der gänzlichen Hingebung an die Laune des Augenblickes, des vertrauten Zusammenseyns mit Menschen, die sich eben wie wir der Laune des Augenblickes ergeben haben, so daß auch nicht eine Regung in der Brust bleibt, die nicht der Laune des Augenblicks angehörte, wo man alles, was im Herzen schlägt und im Auge blizt, ohne Scheu offenbaren kann, sicher, gehört und verstanden zu werden, wo, was sich im In-

nern drängt, und was flüchtig durch dasselbe hingeht im Worte sich fest hält und mittheilt, wo man von dem reden darf, was man sonst immer verschweigen muß, reden von seinem Geheimsten und Besten, und abwälzen die Last, die auf dem Herzen drückt, sich überlassen dem Jubel, der es erfüllt, wo keine Convenienz die Sylben wägt, kein Argwohn lauert, kein Grübelgeist nach Verdächtigem späht, keine Kritik mustert, kein Murrsinn tadelt, kein Spott das weniger Gelungene verfolgt, wo jeder mit gleicher Willigkeit gibt, was er hat und empfängt, was ihm gebothen wird, wo im schnellen Wechsel Gedanken und Empfindungen sich austauschen, um sich suchen, dann wieder sich fliehen, nun sich bekämpfen, dann sich vereinigen, nun sich zerstreuen, dann sich vereinigen, bald einander beleuchten und verstärken, bald einander überwältigen, bald einander fesseln, bald einander fortstoßen, bald mit einander wetteifern, bald gefällig sich einander fügen, und jeden Augenblick ein neues, trübes oder heitres, dämmerndes oder glänzendes, sinnig weilendes oder leichtfertig hüpfendes Bild des Lebens zum Vorschein kommt? Kennet Ihr das süße Behagen,

indem der Scherz muthwillig mit leichten Schwingen dahin flattert, keinen verwundend, jedem sich sanft ins Herz schmeichelnd, überall seine Blumen verstreut, lösend und mit sich fortziehend das angebundene Leben unter unendlichem Gelächter an all der Thorheit vorüber, sie seine schöpferische Phantasie hervorgezaubert — oder auch der Ernst sich zu großen Wahrheiten erhebt, heilige Erinnerungen sammelt, wichtige Angelegenheiten bedenkt, für herrliche Dinge begeistert, um den Fall und das Elend der Menschheit trauert? So ist mein Leben unter den Freunden.

Mit einem freyen und frischen Herzen, voll Durst und Muth des Lebens, kommen wir zusammen, nnd geben unser Bestes. Das ist aber nicht etwas mühsam Hervorgesuchtes, sorgfältig Zubereitetes, Abgeglättetes und Aufgeschmücktes — im Gegentheil das Allereinfachste, was am reinsten aus der Seele fließt, woran das wärmste Gefühl hängt — jetzt unser Eigenstes und Liebstes. Manches andre kann zierlicher, lehrreicher, geistvoller, tiefer, edler seyn — nichts aber lebendiger, interessanter, mehr geeignet die Seelen zu ergreifen und zu

verknüpfen. Was sich über die Lippe drängt, das haucht mir warmes Leben in die Brust. Sey etwas nur nicht niedrig, roh, mit moralischem Schmutze bedeckt — und alles der Art hält der wachenge Genius fern —: freudig wird es willkommen geheißen, wie viel auch die Kritik daran aussetzen möchte, so bald darin der Mensch sich selbst gibt, der Ton beseelt ist von Empfindung und mit einklingt in die Harmonie des Ganzen. Hoch gefeyert wird das Treffliche, gutmüthig hingenommen das Mittelmäßige, geduldet und ohne Bemerkung übergangen das Verunglückte.

Daher der größte Theil des gesellschaftlichen Jammers, daß alles witzig, fein, gelenkig, treffend, ungemein, hoch, gefühlvoll — oder vernünftig abgemessen, weltgerecht, herausgeputzt erscheinen soll; wer so gibt, der gibt offenbar sein Schlechtestes, das Matte, Abgestorbene, Gemüthlose, dem die Noth in allen Gesichtszügen eingegraben ist, was jeder ihm gern erlassen wird.

Nimmer bleibt die Freude unserm Kreise fern; bald senkt sie sich leise auf uns herab; bald schwebt sie im hellen Gewande umher, die

Häupter und Becher mit Rosen zu bekränzen; bald tanzt sie leicht und fröhlich in wechselnden Gestalten; bald fliegt sie im raschen Fluge mit mächtigem Flügelschlage unter jauchzenden Begrüßungen; bald senkt sie tiefe Gefühle in das Herz; bald hebt sie hoch den Busen empor; bald verbreitet sie heitern Frohsinn; bald entlockt sie dem Auge stille Thränen; bald gießt sie die Schale der Bethörung über uns aus; doch nie weichen die Grazien von ihr.

Aber auch die Wehmuth ist uns vertraut, auch die Weisheit gesellt sich gern zu uns, auch die Wahrheit würdigt uns ihrer Offenbarungen, auch das innige Gefühl schmiegt sich an unsre Herzen, auch zu Thaten entflammt sich der Muth und der Wille stählt sich zur Beharrlichkeit.

Nicht weniger süß wird mir das Leben unter Euch, Ihr Edeln, die Ihr mich zwar nicht mit Freundes Namen nennet, aber doch oft und gern in Eure Mitte nehmet, mir gönnet, Eure lieblichen Worte zu hören, und in Eure schönen Herzen zu blicken, gutmüthig nachsehend horchet auf meine Reden, und Euch mit

mir verliert, wohin die Lust des Gesprächs eben leitet, und die wandelselige Phantasie einladet, unter die Blumen des Ufers und unter die Schatten der Zypresse, auf sonnenreiche Gefilde und ins wilde Geklüft.

Niedergedrückt, kleinmüthig, mit finster grollender Seele eilte ich oft zu Euch, Ihr duldetet den Verstimmten; und aufgerichtet, erheitert, gestärkt, mit frischem Lebensmuthe erfüllt, kehrte ich von Euch zurück. In Eurer Mitte entfliehen die düstern Schatten, alles Bedenkliche gewinnt eine lichte Ansicht, Sorgen werden beschwichtigt, und die Wogen der Leidenschaft geebnet zur Spiegelfläche.

Welche Schätze der Belehrung, des Trostes, des schönen Gefühles, der seligen Freude, habe ich bey Euch eingesammelt!

Ihr habt mich ganz, wenn ich unter Euch bin; was ich an Euch bemerke, von Euch vernehme, beschleicht auf irgend eine Weise mein Herz; und, so viel ich auch schon an Euch bewundre und liebe, immer entdecke ich Neues zu bewundern und zu lieben. Diese Züge des reinen Wohlwollens, der schonenden Güte, der Offenheit und Wahrheit, der Anspruchslosigkeit,

des Vertrauens, der Kindeseinfalt, der frommen Ergebung wie rühren sie mich! Diese edle Entrüstung, dieser schöne Enthusiasmus, diese erhabene Verläugnung, diese ruhige Verachtung des Schlechten, dieser gerade Sinn, diese kräftige Entschlossenheit für das Gute — wie oft haben sie die Wunden geheilt, die, ach! sehr traurige Erfahrungen von weggeworfenem, zertretenem Menschenwerthe dem Herzen geschlagen hatten!

Die große Gesellschaft, wo die Bekannten und Geliebten verschwinden unter der Menge der Fremden und Gleichgültigen, wo, in der buntesten Vermischung, die Interessanten, die Bedeutungslosen und die Widrigen durcheinander irren — das ist sie mir nicht, was das Leben mit der Natur und mit mir selbst, doch auch, wenn es nur nicht gar zu kläglich darin hergeht, nicht ohne Reitze, sie gewährt mir sogar nicht selten köstliche Unterhaltung. Beydes muß ich ihr freylich meist dadurch abgewinnen, daß ich sie etwas anders nehme, als sie sich gibt, und als man sie zu nehmen

pflegt, sonst würde sie mir oft genug unerträglich werden.

Es sind Menschen, in deren Mitte ich mich befinde; ich sehe an ihnen menschliche Art, die Erscheinungen eines menschlichen Gemüthes; ich erblicke mein Bild, hier so, dort anders ausgedrückt, aber im Wesen überall dasselbe — überall menschliches Empfinden, menschliches Bedürfen, menschliche Noth, menschliche Begierde, menschliches Hoffen, überall, mehr oder weniger bewahrten und erhöhten, aber auch in der Entstellung noch kenntlichen, Adel der Menschennatur, überall, mehr oder weniger gebildet, aber auch in der Verbildung nicht ganz unterdrückt, Sinn für das Schöne, Gute und Große; ich höre die freundlichen Töne der menschlichen Brust, ich schaue die holden Züge des menschlichen Angesichtes — jene oft rauh, diese finster und tief eingefurcht, aber immer redend von menschlicher Lust und menschlichem Weh, von menschlicher Schwäche und menschlicher Kraft, von dem, was, thörigt oder weise, das Menschenherz bergt, was mir nie ganz fremd seyn kann, wozu ich die Dispositionen auch in mir antreffe. Und ich sollte mich nicht

vertraulich anlagern an das mir Verwandte, an das mich so vielfach Berührende?

Welch ein Reichthum von Hülfe bey diesen Menschen! wie viel haben schon Menschen für mich gethan! wie viel habe ich schon von Menschen empfangen! was ich genossen, was mich unterstützt, gebildet und auf irgend eine Weise weiter gefördert, war zum Theil Menschenwerk. Welche Quellen des Rathes, des Trostes, des Beystandes in der Menschenbrust! und, bey allen feindseligen Gesinnungen, bey aller Kälte und Selbstsucht, wie viel Wohlwollen und Erbarmen in derselben!

Daher das Gefühl des Wohlseyns und der Sicherheit, das ich habe, so oft ich unter Menschen bin, und mich ganz den Eindrücken des Rein-Menschlichen an ihnen überlasse. Ich werde nie verlassen seyn, am menschlichen Herzen wird mir immer eine Zuflucht bleiben, alle die mich hier umgeben, erscheinen mir als Wesen, die mir zum Schutz, zum Trost, zur Freude da sind.

Mir bleibt nicht verborgen, wie viel in diesem Spiele dunkler Vorstellungen Täuschung ist, o, die Erfahrung deckt es ja so oft und

so schmerzlich auf; aber warum sollte ich die Täuschung nicht unterhalten, so lange ich kann? warum da Licht hinbringen, wo die treu sorgende Natur selbst Dämmerung gewebt hat? nur Augenblicke lasse ich mich wiegen von meinem Wahn in süßen Träumen, ohne deßwegen Erwartungen zu hägen, in denen ich mich allerdings bitter betrogen sehen würde.

Angenehme, das Herz sanft erweiternde Empfindungen des Wohlwollens erwachen in mir, indem ich mich den Menschen zugeselle, was ihnen ungünstig war, verdunkelt sich, wenn ich ihnen ins Gesicht schaue, ihre Stimme höre, den Druck ihrer Hand fühle, wenn sich mir das menschliche Wesen in seiner Gebrechlichkeit und mit seinen Vorzügen zugleich darstellt. Das Geschäftsleben und das einsame machen uns zu Menschenfeinden des Gesellschaftslebens, vorausgesetzt, daß wir darin nicht mehr zu seyn begehren, als Menschen unter Menschen, das unterdrücken und vergessen, was hier nicht hingehört, söhnt uns wieder mit den Menschen aus, und erweicht nicht selten den Haß zur sanften Rührung. Sollte ich ein Leben nicht lieben, das mich so mir selbst wie=

dergibt, das mich zu meinen Brüdern in das rechte Verhältniß bringt, und die bessern, die ordnenden Neigungen, bey denen der Friede wohnt, in mir zu den herrschenden macht? Der Mensch ist doch nur dann ganz Mensch, nur dann ganz glücklich, wenn er wohl will, und sich überall vertraulich anlehnen kann; Wohlwollen ist ursprüngliche, reine Menschennatur.

Menschen betrachten, die verschiedenen Aeußerungen ihres Sinnes und Wesens, jedes in seiner Eigenthümlichkeit und zugleich in seiner Menschlichkeit: das wäre nicht ein interessantes Geschäft? Nirgends kann man das ruhiger und gemüthlicher, als in der Gesellschaft, wo sich doch in der Regel alles viel leichter hat und fügt, viel harmloser zusammenthut, als sonst im Leben, wo so vieles sich abrundet und glättet, was sonst überall scharfe Ecken zeigt, so vieles Spiel wird, was sonst im trüben Ernste steht, so vieles auf der Oberfläche hingleitet, das sich sonst in die Tiefe wühlt. Ich gebe zu, daß auch hier die Leidenschaft oft schreyende Töne greift, aber davon wende ich mich weg, und horche den harmonischen Lauten

reingestimmter Seelen. Ich erinnere mich nicht, je in einer Gesellschaft gewesen zu seyn, in der ich nicht etwas bemerkt hätte, das mir gefälliges Menschenwesen offenbarte. Dagegen, wie oft habe ich hier gesehen, was mit mächtigem Zauber meinen Blick an sich fesselte, was ich mit Frohlocken feyerte, was ich unter Thränen segnete, was ich nicht müde werde zu wiederholen, wovon, indem ich es mir ins Andenken zurückrufe, die dürre Seele wieder frisch wird, und alle erstorbenen Empfindungen wieder jugendlich aufblühen — Züge der edelsten Menschlichkeit, hier sanft dort groß, hier weich dort kräftig, hier kindlich dort in gediegener Reife, hier einfach, dort in herrlicher Pracht, hier bescheiden dort in hohem Selbstgefühl hervorglänzend aus Auge und Miene, aus Stellung und Bewegung, aus Gebährde und Handlung! Gestalten, über die der rührende Schmerz, die trauernde Wehmuth, die stille Ergebung einen Schleier geworfen, der ihre Reitze mehr verrieth, als versteckte, Gestalten der ruhigen Heiterkeit, der jauchzenden Freude, der glühenden Lebenslust, Gestalten, beseelt von dem milden Hauche des Glaubens, den Him-

mel im Herzen und in allen Empfindungen, lauschend auf jedes Wort einer höhern Offenbarung, gleichsam wartend auf die letzte Verklärung, voll frommer Geduld, voll heiligen Vertrauens, Gott und der Welt versöhnt, Gestalten vom Morgenroth der ersten Liebe übergossen und andre im Scheine der süß verlangenden, der selig befriedigten, der zärtlich sorgenden, der muthwillig scherzenden, der ernst sinnenden, der tief erwägenden, der im Sonnenscheine auf Blumenmatten dahin schwebenden, Gestalten der mütterlichen Güte, der mütterlichen Lust, der mütterlichen Aufopferungsgröße — sanfte, demüthige, im reichen Schmucke der Trefflichkeit anspruchslose Gestalten — Gestalten der Wahrheit und der Treue, in kindlicher Unbefangenheit die schöne — in holder Naivetät die reine Seite entfaltend, Gestalten aus den Paradisen der Unschuld — kühne, entschlossene, feste, hochherzige Gestalten gehen an mir vorüber.

Indeß verweile ich auch mit Wohlgefallen bey dem minder Vollkommnen, bey den einzelnen vortrefflichen Eigenschaften, die ich noch neben manchen Fehlern antreffe! Ich freue mich

auch der reitzenden Formen und Bewegungen des Körpers. Ist der Mensch weniger als ein Kunstwerk? hat er weniger Anspruch, uns in seinem äußern Daseyn zu ergötzen, als die Natur? und läßt sich bey ihm die körperliche Schönheit von dem geistigen Ausdruck trennen? fließen nicht beyde so innig in einander, daß ich die Schönheit der Seele noch dunkel empfinden muß, wenn ich meine Betrachtung allein auf den Körper beschränken will? Wollte nicht auch in der äußern Gestalt des Menschen der schaffende Weltgeist den Ueberfluß seiner unerschöpflichen Bildungen offenbaren? Ja, ich freue mich, daß ich mit Euch leben kann, Ihr freundlichen Wesen, die Ihr so schnell dahin eilet. Mein Auge soll auf Euch ruhen, mit Entzücken soll meine Seele Euch begrüßen, so lange das Auge schauen, die Seele empfinden kann; denn ihr zeiget mir das Herlichste, was diese Welt der Schatten zu fassen vermochte.

Die körperliche Mißgestalt? wie leicht und gern übersehe ich sie, wo Vorzüge der Seele sie vergüten! wie werde ich oft durch diese um so höher erfreut, je mehr sie mir, im Sinne über jene, die Macht unsers edlern Theiles, die

Freyheit des Menschenwesens verkündet, und je mehr der Kontrast sie ins Licht hebt!

Aber die Mißgestalteten am Geiste? Nun, ich ertrage sie, so gut ich kann; ich bemühe mich, das Krüppelhafte, Verrenkte, Ungelenkige, Ekelerregende, Zurückstoßende nicht zu bemerken, etwas an ihnen herauszufinden, worin sie doch liebenswürdig, achtungswerth, brauchbar sind, und halte dieses fest im Auge; ich suche mir ihr Verkehrtes als ein Unglück vorzustellen, was es denn auch immer zum Theil ist; ich vergegenwärtige mir die Möglichkeit, daß in ihnen die reine Menschennatur wieder hergestellt werde; ich denke sie mir von ihrem Unrecht überführt, durch Schicksale gebessert, und verleihe das gefälligere Bild der Phantasie, für die Zeit, da ich mit ihnen zu verkehren genöthigt bin, an die Wirklichkeit; ich denke sie mir elend, hülflos, an mein Erbarmen gewiesen; ich strebe von ihnen etwas zu lernen: und so gelingt es mir, mit ihnen in ein leidliches Verhältniß zu kommen.

Vorzüglich unterhaltend und gewinnreich wird für mich das Leben mit Menschen durch

die Erweiterung, die es meiner Menschenkenntniß gibt.

Daß man mich hier nur nicht mißverstehe. Ich verabscheue das pedantische Haschen nach weisen Bemerkungen, das alberne Vornehmthun mit Beobachtungsgeist und Scharfblick, das hämische Hinhorchen nach unbefangenen Aeußerungen, darin die Absichten und Gemüthsarten der Menschen zu erhorchen, während man sich selbst bedächtig zurück zieht, das tückische Lauern auf die Weise jedes Einzelnen, um ihn nach Gelegenheit zu berücken, um seine Spottlust zu weiden, oder um psychologische Kuriositäten einzusammeln. Ich weiß, was ich den Menschen schuldig bin, die sich mit einem gewissen Vertrauen einander nahen; ich weiß, was aus der Gesellschaft werden müßte, wenn alle, die das Talent und den Sinn haben, horchen und lauern wollten; ich weiß, daß ich selbst Blößen genug zeige, und noch mehr Anlaß gebe, mir Gedanken, Zwecke, Charakterzüge zuzuschreiben, die mir fremd sind, etwas von einer lächerlichen Seite aufzufassen, was sehr ernste Seiten hat, von mir gering zu denken, wo ich glaube, etwas von mir halten zu

dürfen; ich weiß, daß es Dinge gibt, die man nicht soll ergründen wollen. Aber ich lasse auch keine Gelegenheit unbenutzt, mich mit Menschen, die Aufmerksamkeit verdienen, bekannt zu machen, mich von ihren Grundsätzen, von ihren Gesinnungen, von ihren Leidenschaften, von dem Gange und der Verknüpfung ihrer Gedanken, von der Erregung und Vermischung ihrer Gefühle, von der Gewalt, die sie über dieselben besitzen, von den Dingen, die auf sie wirken, von der Art, wie sie Menschen, Geschäfte, den Genuß, das Leben behandeln, zu unterrichten. Ich versäume nicht, wo sich ihr Herz aufschließt, hineinzublicken, außer in gewissen Fällen, wo es mir als Verrath vorkommt, mich eines Vortheiles zu bemächtigen, ohne daß sie mir die Erlaubniß dazu ertheilt haben. Sonst beobachte ich alles, was mich über das menschliche Herz, seine Gefühle und Neigungen, seine Schwächen und seine Kräfte, seine Verirrungen und seine Zurechtleitungen, seine Gefahren und Rettungsmittel, über sein Verstocktes und sein Offenbares, über seine Furcht und seinen Muth, über die natürliche Verschiedenheit der Temperamente und Charakte-

re, über die Anlagen des Menschen und die Mittel ihrer Bildung belehren, was mir zur Vorsicht im Betragen, zur Sicherheit des Wirkens und zum Verstehen meiner selbst behülflich werden kann. Auch versage ich mir nicht, Sonderbarkeiten, die sich mir gerade aufdringen, etwas näher zu beschauen — selbst, wenn sie nicht gerade ernsthafter Art sind, mit einiger Ergötzlichkeit, doch ohne Spott oder ein andres Mißgefühl.

Besorget nicht, daß dies meinem Wohlwollen gegen die Menschen Eintrag thue. O, wer den Sinn des Wohlwollens und eine heitre Unbefangenheit zur Menschenbeobachtung mitbringt, und sich dann nicht durch die Außenseite, durch den ersten Eindruck bestimmen läßt, sondern in das Innere dringt, alles, im Zusammenhange betrachtet, und sorgfältig mit einander vergleicht, der wird gewiß kein Menschenfeind. Mit Liebe wird er bey dem verweilen, was der menschlichen Natur zur Ehre gereicht, und bey dem übrigen da oft Irrthum, Mißverstand, Engherzigkeit, Temperamentsfehler, Herzensschwäche wahrnehmen, wo andre nichts, als absichtliche Verkehrtheit, Her-

zenshärte, Lust zu schaden, heimliche Tücke, niedrige Bosheit finden.

Um vieles ist mein Herz milder geworden, seit ich die Menschen besser kenne. Zwar habe ich manches wahrgenommen, wovor mir schauderte, ich habe Unwürdigkeiten in menschlichen Seelen gefunden, von denen ich mir keinen Begriff zu machen im Stande war, Leidenschaften, Lügen und Ränke, die mein Innerstes empörten, bey denen ich erröthete, Mensch zu seyn. Aber, was ich sonst nicht ohne wilde Entrüstung bemerken konnte, das betrachte ich oft mit der weichsten Rührung, es lehrt mich sorgfältiger über mich selbst wachen, seit ich es genauer kenne, seit ich weiß, wozu die Keime in der menschlichen Brust schlummern, und wie wenig diesen oft anzusehen ist, was sich aus ihnen entwickeln kann, seit ich eingesehen habe, was unter gewissen Umständen aus mir geworden wäre.

Ueberdies besitze ich noch andre Früchte meiner Menschenkenntniß, deren Genusse ich die heitersten Stunden des Lebens verdanke. Ich habe in den Tiefen der menschlichen Brust Herrliches gefunden, was ich da nie ahnete, Selbst-

gebildetes, Selbsterworbenes, was laut die Ehre und das Vermögen der menschlichen Natur verkündigt, was ich nur mit Begeisterung zu denken vermag.

Nicht übergehen darf ich hier das Vergnügen, welches ich aus den gesellschaftlichen Gesprächen schöpfe.

Diese Art der leichten, wechselreichen Unterredung über Dinge, denen der Ernst und die Leidenschaft fern zu seyn pflegen, wie sie hier länger verweilt, dort schneller dahin eilt, je nachdem die Sache und der Genius gebiethen, und überall Blumen des Witzes und der guten Laune verstreut, hat doch, besonders für den durch die Anstrengungen des Geschäftslebens Abgespannten, sehr viel Reitzendes. Die Stürme sind vorüber, die Wogen haben sich gelegt, sanft umspielen uns die leisen, scherzenden Wellen.

Ich theile mich gern mit, wenn es nicht ganz an Aufgelegtheit fehlt, und diese findet sich, selbst bey der ungünstigsten Stimmung, bald, wo frohe Menschen sind, oder ich nur in ein freundliches Gesicht schauen kann; und

findet sie sich nicht, dann nöthige ich mich zur Mittheilung, und über dem Reden kommt die Lust dazu, ich rede mich in sie hinein, ich versetze mich in den Kreis solcher Ideen, die sich für den gesellschaftlichen Gedankentausch eignen, und diese erlangen bald in meinem Kopfe eine solche Lebhaftigkeit, daß es mir Bedürfniß wird, mich darüber zu erklären.

In der Regel denke ich nicht sorgfältig darauf, was ich sagen will, nur dahin sehend, daß ich eines hinlänglichen Vorrathes des Mittheilbaren versichert sey, und wähle, wenn mir dazu Freyheit gelassen ist, das Mittheilbarste, d. h., was von den meisten mit Interesse gehört wird, was sich in der Gesellschaft am besten behandeln läßt, was am leichtesten mannichfaltige Ideen aufregt, immer mich anschließend an den Gang der Unterhaltung. Oft gebe ich mich diesem ganz hin, sorglos folgend den Einfällen, die er veranlaßt, sind sie anders werth, ausgesprochen zu werden, fähig, zu gefallen und gute Eindrücke hervorzubringen. Wenig bekümmert mich dabey, daß das zu Sagende sich sonst noch ausnehme im Schmucke der Rede, der Kritik keine Blößen gebe, der ab-

sichtlichen Mißdeutung entgehe, und von dem Geiste des Redenden vortheilhafte Begriffe erwecke.

Indeß ist es mir doch noch lieber zu hören, als zu sprechen; und da ich nichts für gleichgültig halte, was den Menschen angeht, mich auch über solche Dinge, die nicht in mein Fach schlagen, gern belehren lasse, da ich mich gewöhnt habe, bey allem, was Menschen äußern, darauf zu achten, ob es mir nicht einmal dienlich werden könne, oder ob nicht sonst ein Nutze daraus zu ziehen sey: so gebricht es mir in der Gesellschaft selten an angenehmer Beschäftigung.

Es kommt nur darauf an, daß wir nicht verlangen, gerade von unsern Lieblingsgegenständen unterhalten zu werden, daß wir uns Menschen anfügen, daß wir uns in ihre Gedanken etwas hineinleben — und das sollte doch jeder, der in der Gesellschaft geduldet seyn will, um überall, wo vernünftige Menschen sprechen, mit Wohlgefallen zu verweilen. Für jedes Wissenswürdige, wie fremd es uns auch Anfangs scheine, können wir ein Interesse bey uns erwecken; und wenn uns das nicht ge-

lingt, so liegt es an unserm Eigensinne, an unserm Hochmuthe oder an unsrer Bequemlichkeit. Je mehr wir uns zu Menschen stimmen, desto mehr finden wir diese wieder geneigt, sich zu uns zu stimmen. Und steht es nicht gewöhnlich bey uns, einem Gespräche, das sich zu lange um gewisse Gegenstände bewegt, eine andre Richtung zu geben? Können wir nicht in größern Zirkeln diejenigen heraussuchen, von denen am meisten zu lernen ist, die sich am geistvollsten mittheilen, die am liebsten in das eingehen, was uns auf eine angenehme Art die Zeit verkürzt?

Selten bin ich in Gesellschaften gewesen, wo ich einige Stunden ohne Gewinn oder mit Widerwillen zugebracht hätte, aber in vielen, aus denen ich heitrer und reicher an Geist und Herz zurück gekehrt.

Daß ich mich denen vorzüglich zugeselle, die mir vorzüglich merkwürdig sind, in deren Nähe mir vorzüglich wohl ist, wo der Anstand es erlaubt, wer wollte mir das verdenken? hat doch jeder dasselbe recht; versäume ich doch darüber die andern nicht, wende ich mich doch an jeden, dem damit gedient seyn kann, besonders

an die Schüchternen und Verlassenen, wobey ich nicht selten mehr als schadlos gehalten werde.

Indeß ist uns oft nicht gestattet, die Personen zu wählen, mit denen wir uns zu unterhalten wünschen; sie und ihr Gespräch werden uns aufgenöthigt, wir müssen uns auch das Lästige gefallen lassen, und sogar verbergen, wie beschwerlich es uns wird. Fast in allen Gesellschaften gibt es Unbedeutende, Eingebildete, Eitle, Egoisten, fade Schwätzer, Langweilige, Zudringliche, Wort- und Manier-Menschen, denen man sich nicht entziehen darf; sie machen sogar nicht selten die Mehrzahl aus, daß gar keine Rettung vor ihnen ist. Auch mit diesen komme ich leidlich zurecht.

Sind die Unbedeutenden ohne Prätension, dann habe ich es nicht schwer mit ihnen; sie dauern mich, und das zieht mich zu ihnen hin, sie sind an mein Wohlwollen gewiesen, und ich erfülle eine Pflicht, indem ich mich ihrer annehme; ich bringe sie über ihre Angelegenheiten und Geschäfte zur Sprache; ich veranlasse sie zu Urtheilen über Dinge, die in ihrem Kreise

liegen, und höre genug, woraus ich lerne, was mich rührt oder erfreut. Zuweilen begegnen mir da Aeußerungen des gesunden Verstandes, welche die Weisheit der Schulen beschämen. So unbedeutend ist keiner, daß er nicht unsre Begriffe von dem, was er sich vorzüglich bekannt gemacht hat, verdeutlichen, erweitern oder berichtigen könne.

Doch die Unbedeutenden sind oft voll Dünkel und Albernheit; dann können sie freylich kaum zu etwas anderm als zur Belustigung dienen, und daran lassen es uns ihre dumme Klugheit, ihre lächerlichen Liebhabereyen und Maximen, ihre ungereimten Behauptungen, das naive Hervorbrechen ihres Selbstgefühles, die Grimassen ihrer Zuversicht, die komischen Gebährdungen ihres nach Geltung strebenden Unvermögens, die gemeinen und witzigen Narrheiten, wodurch sie sich hervorzuthun und unter einander auszustechen suchen, die Dispüte und Kämpfe, worein sie mit einander gerathen, die Ränke, auf die sie verfallen, und die Vortheile, deren sie sich gegen einander bedienen, nie fehlen.

Den Eiteln, wie sie unaufhörlich an sich

zurecht stellen und aufschmücken, ihre Vorzüge und Verdienste mit eigner Schlauheit, wovon niemand etwas merken soll, ans Licht ziehen, wie sie die Zunge spitzen, und die Worte drechseln, wie sie sich in ihrer Eleganz drehen und sonnen, wie sie mit unendlicher Freude sich selbst hören, und wohlgefällig sich selbst belächeln, dann hinlauern nach Effect, dann ihrer Siege gewiß, sich dem erhebenden Gefühle ihres Werthes hingeben, mag man auch wohl einige Augenblicke mit Ergötzlichkeit zusehen.

Die Egoisten, in ihrer gränzenlosen Anmaßung, in ihrem beständigen Alleinreden, in ihrem ungesitteten Ueberschreyen, in ihrem kecken Entscheiden, in ihrem schmutzig-trotzigen Widersprechen, in ihrem musternden Umherschauen, ob etwas an sie heranreiche, und ob es der Mühe verlohne, sich mit jemand einzulassen, in der aus allen Mienen hervorblickenden Verachtung der ganzen Welt, sind freylich unerträglich genug; doch ist die Gelegenheit, Eine der häßlichsten Verzerrungen der menschlichen Natur in ihren Erscheinungen zu beobachten, wenn man sich ihnen gegenüber ruhig zu halten weiß, nicht gering zu schätzen; ich söhne

mich sogar mit ihnen aus, und finde sie überaus geistreich, wenn ich ihnen die Absicht unterschiebe, das Wesen, das sie so natürlich und kräftig darstellen, zu persifliren.

Der fade Schwätzer sagt so oft, ohne Wissen und Willen, etwas Gescheutes, verräth so oft selbst das Geheimniß seiner Lustigkeit, verwickelt mich in so viele närrische Widersprüche, stellt mir so viele Dinge überraschend auf den Kopf, die ich bisher nur auf den Füßen gesehen, verursacht mir ein andres Mal durch seine Abgeschmacktheit eine so wohlthuende Abspannung, durch den Erwartung erregenden Schwall von Worten, der sich in ein Nichts der Sache auflöst, einen so angenehmen Kitzel, daß ich ihm zuweilen nicht ungern einige Augenblicke mein Ohr leihe.

Der Langweilige, der mich mit breiten Berichten von seiner Lebensweise, von seinen Haushaltungsartikeln, Unpäßlichkeiten, Recepten und von seiner Diät, mit ausführlichen Stadtgeschichten und Kaffe-Anekdoten, nebst Nachweisung der Umstände, unter denen sich die Sache zugetragen, Beschreibung der Personen, die darin verwickelt gewesen, Digressionen auf

ähnliche Begebenheiten und lehrreiche Reflexionen über alles, in die Enge treibt, übt trefflich meine Geduld, und ich bemerke mit Vergnügen, wie ich in dieser Tugend zunehme, bis ich glaube für das Mal Fortschritte genug gemacht zu haben, und mich zu andern wende.

Die Zudringlichen sind zum Theil Schlauköpfe, die sich mit den Welthändeln befassen, und voll politischer Weisheit stecken, oder sonst allerley erhorcht und ergrübelt — und über viele Dinge ihre Betrachtungen haben, welche sie der Welt nicht vorenthalten wollen, zum Theil Pflastertreter, die das Leben an öffentlichen Plätzen mit durchmachen, und Connexionen suchen. Man kann sie nicht immer zu den Unleidlichsten zählen; so wenig auch von dem, was sie vorbringen, zu benutzen ist, sie haben doch von vielem Notiz, ihre Gedanken schlagen oft eigne Wege ein, man findet sie, wo man sie nie gesucht hätte, und ihre sonderbaren Meynungen, wenn man erst von ihnen an der Hand gefaßt und in die Ecke gezogen wird, versetzen nicht selten in einen recht gemüthlichen Zustand.

Bey den Wort- und Manier-Menschen bleibt mir nichts übrig, als auch Wort und

Manier zu werden, ich lobe mit ihnen alles, finde einiges unleidlich, vieles einzig, beklage und freue mich unendlich, bin mit ihnen entzückt über die Vortrefflichkeit gehaßter Personen, habe mit ihnen Sentiments und Lümieres, äußere mich bedenklich über ihre Krämpfe, billige ihre Nervenschwäche, und bewundre, wie liebenswürdig sie sich ängstigen. Nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen sehe ich mich so von allem ausgeleert, was ich bin, und vertreibe mir in dem ungewohnten Zustande, so lange ich muß, die Zeit köstlich. Zuweilen habe ich hinter dem Scheine auch etwas Wesenhaftes entdeckt, das ganz andre Empfindungen in mir hervorbrachte.

Die Hauptsache bleibt, daß ich mich mit dem Herzen in einer gewissen Ferne halte, daß ich alles als ein vor mir aufgeführtes Spiel, worin jedem seine Rollen zugetheilt sind, betrachte, und mich hüthe, auf irgend eine Art meine Angelegenheiten damit in Verbindung zu denken.

So gelingt es mir, ohne Leidenschaft, in heitrer Ruhe, das Ganze zu überschauen, und

dies ist es, was mir die angenehmste Unterhaltung verschafft. Welch eine Mischung des Ernsten und Leichtfertigen, des Festen und Flüchtigen, des Großen und Kleinlichen, des Bedeutungsvollen und Nichtssagenden, des Ehrwürdigen und Lächerlichen, des Frohen und Rührenden, des Schönen und der Grimasse! wie das alles sich zusammenstellt und durcheinander irrt, sich verbindet und wieder auflöst, sich zu Gestalten bildet, und sich wieder zerstreut! wie die Alter, die Physiognomien, die Temperamente, die Anlagen und Neigungen sich mischen! wie das Verschiedenartigste sich zu einander fügt, das Feindselige sich verträgt! wie, was hier sich sucht, dort sich flieht! wie die seltsamsten Gruppen, oft wunderbar bewegend, oft höchst komisch, zu Stande kommen! wie die Absichten sich durchkreuzen, verstecken, enthüllen, unterstützen, verfolgen! Jeder Augenblick stellt mir ein neues, interessantes Gemälde dar, das die Phantasie tausendfach umzuschaffen weiß, indem sie Figuren versetzt, Situationen verändert oder hineinbringt, den Spielen des Zufalles Bedeutung und Zweck unterlegt. Hier findet auch das Gemeine und Lästige seinen Platz,

an dem es nicht fehlen durfte; was an sich die widrigsten Empfindungen erweckt, gefällt in seiner Verbindung mit dem Ganzen, führt Mannichfaltigkeit und Wechsel herbey, und wird nicht selten der sprechendste Ausdruck einer sinnreichen Bildung.

Diese Quelle der Ergötzung kann mir nimmer versiegen, sie fließt da noch reichlich, wo Verstand und Herz ganz leer ausgehen.

Ende des ersten Theils.

In dieser Verlagshandlung sind ferner neu erschienen:

F. A. Chateaubriand Tagebuch einer Reise von Paris aus, durch Griechenland, nach Jerusalem, und von Jerusalem durch Egypten, durch die barbaresken afrikanischen Staaten und durch Spanien zurück nach Paris. Aus dem Französischen übersetzt von J. H. Eichholz. 3 Theile gr. 8.

Briefe der Lespinasse, deutsch herausgegeben von Joh. Carl Wilh. Spazier geb. Mayer, 2 Thle. m. 1 K. 3 Rthlr.

Eickens, G. W. von, neuer Gesundheitskatechismus, oder Anleitung zu einer vernünftigen Gesundheitspflege für den Schul- und Hausunterricht 8. 8 Ggr.

Hahn, Karl, Parabeln für die Jugend, m. K 2 Bändchen 1 Rthlr. 12 Ggr.

Fischer, D. J. K., Erste Gründe der Differenzial-Integral- und Variationsrechnung, zum Unterricht für Anfänger und andere Liebhaber der Mathematik. Mit 1 Kupft. gr 8. 12 Ggr.

Ewald, J. L. eheliche Verhältnisse und eheliches Leben, in Briefen. Fortsetzung von den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter, sowohl als für Jünglinge, Gatten und Väter, 3 Thle. mit 3 Kupf. 5 Rthlr.

Hahn, K., Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter, 2 Thle. m. K. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Der Ramplaçant. Ein Schausp. in 3 Aufz. Ein ächtes Gemählde unserer Tage 8. 8 Ggr.

Ewald, J L. Ist es rathsam die niedern Volksklassen aufzuklären? Und: Wie muß diese Aufklärung seyn? Vermehrte Aufl. 8. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrenberg, Friedrich,

Bilder des Lebens

Bd.: 1

Leipzig (1811)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.23(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108850-6